Junge Welt

BERLIN
März 1940 · Heft 3
JAHRGANG 2

B.

IN ALLEN STANDORTEN SPRECHEN FRONTKÄMPFER ZUR HJ.

30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



WIR SPAREN FÜR DEN FÜHRER!

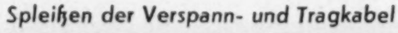
Lies dazu auf Seite 6:
Sparen erfüllt Jungenwünsche



Rippen, Diagonale und Holme zusammengebaut. Es fehlt nur noch die Bespannung

Wer zum erstenmal eine Segelflugzeugbau-Werkstatt betritt, wird mit Bewunderung die fein gegliederten Tragflügel, die Steuerflächen und das aus dünnen Spanten und Gurten bestehende Rumpfgerüst betrachten. Er mag sich dann die Frage vorlegen, wie es möglich ist, daß diese zierlichen Bauteile den hohen Beanspruchungen eines Fluges standhalten und von den starken Kräften, die auf sie wirken, nicht zerstört werden.

Das Erstaunen wird jedoch noch wachsen, wenn der Besucher einige Stückchen Werkstoff in die Hand nimmt. Da ist zunächst das Sperrholz, Platten von kaum 1 Millimeter Stärke. Sie bestehen aus drei übereinandergeleimten hauchdünnen Holzschichten. Trotzdem hat das Sperrholz eine hohe Festigkeit und wird durch die Witterung wenig beeinflußt. Es verzieht sich nicht, weil die Fasern der einzelnen Schichten in verschiedenen Richtungen verlaufen.


Spleißen der Verspann- und Tragkabel



Flügelmontage

Äußerst schwache Leisten, von denen jede für sich leicht zerbrechlich ist, bilden kunstvolle Gitterwerke von großer Widerstandskraft.

Ein anderer wichtiger Werkstoff ist der Kaltleim. Im Flugzeugbau wird nicht genagelt, sondern die einzelnen Teile werden durch einen Spezialleim miteinander verbunden. Das vorschriftsmäßige Zurechtmachen von Kaltleim ist eine Kunst für sich und will verstanden sein. Wird er falsch angerührt, so leidet darunter die Festigkeit der Leimstellen und es besteht Gefahr, daß das Flugzeug beim Flug zerbricht.



Rippenbau. Die Rippen geben den Flügeln die besondere Form. Diese ist wissenschaftlich und experimentell errechnet und bestimmt wesentlich die Flugeigenschaften des Flugzeugs

Jede Arbeit beim Bau von Gleit- und Segelflugzeugen ist mit viel Verantwortung verbunden. Das kleinste Versehen, irgendeine Nachlässigkeit oder Unaufmerksamkeit kann Anlaß für den Absturz und Tod eines Kameraden werden.

Wer nun glaubt, daß langjährig ausgebildete Fachkräfte und erfahrene Spezialisten die Herstellung der Gleit- und Segelflugzeuge vornehmen, täuscht sich. Es sind Flieger-Hitlerjungen, die hier am Werk sind und all die technischen Wunderdinge entstehen lassen. Da schafft der Jungarbeiter neben dem Schüler, der Lehrling neben dem Botenjungen. Sie alle vereint der gleiche Wille, Flieger zu werden und, wenn ihre Zeit herangekommen ist, bei der Fliegertruppe zu dienen. Ihr sehnlichster Wunsch ist es natürlich, einmal als Flugzeugführer Kampfmaschinen zu steuern.

Doch dem fliegerhandwerklich geschulten Nachwuchs kommt die gleiche Bedeutung zu. Wir brauchen nicht nur tüchtige Flugzeugführer und Beobachter, Funker und Fliegerschützen, sondern im gleichen Maße auch geschickte und erfahrene Fliegerhandwerker. Sie sind für die deutsche Luftfahrt gleich wichtig wie diejenigen ihrer Kameraden, die als fliegendes Personal ihren Dienst für Volk und Vaterland erfüllen. Und hier in den Segelflugzeugbau-Werkstätten bereiten sie sich vor und erwerben die notwendigen technischen Kenntnisse und Handfertigkeiten.



Die Jungen bauen ihre Flugzeuge selbst, weil ohne die Selbstherstellung der Maschinen und ohne die selbständige Ausbesserung erfolgter Brüche das motorlose Fliegen auf breitester Grundlage unmöglich wäre. Durch die erfolgreiche handwerkliche Ausbildung und Betätigung im Segelflugzeugbau, die unabhängig vom Beruf erfolgt, den der einzelne Junge ergriffen hat und ausübt, wird erst das notwendige Fluggerät für den Flugdienst, für die Hunderttausende von Starts und Flügen geschaffen und sichergestellt. Besonders geschickte und handwerklich begabte Jungen, insbesondere wenn sie einen Handwerkerberuf erwählt haben, werden auf die technischen Schulen des NS.-Fliegerkorps entsandt. Auf ihnen wird die in der Segelflugzeugbau-Werkstatt erfolgte Ausbildung erweitert und vertieft. Wer eine der technischen Schulen mit Erfolg besucht hat, erlangt damit die Anwartschaft auf die Teilnahme am Fliegerhandwerker-Wettbewerb, den der Korpsführer des NS.-Fliegerkorps jährlich veranstaltet. Die Anforderungen, die der Fliegerhandwerker-Wettbewerb stellt, sind sehr hoch. Denn die Beurteilung und Bewertung berücksichtigt nicht nur die Zeit der Fertigstellung der Bauaufgabe, sondern auch die Güte der Herstellung der kleinsten Teile, die Güte des Zusammenbaues, die handwerkliche Leistung jedes einzelnen Jungen, seine Arbeitsdisziplin, seine Werkzeugbehandlung, seine Haltung und seinen Arbeitseifer, die Geschicklichkeit des Mannschaftsführers in der Arbeitsplanung, der Arbeitsvorbereitung und Arbeitsverteilung, die Sparsamkeit im Werkstoffverbrauch und noch manches andere.

Flügelmontage — Unten links: Beschlagbau. Beim Schweißen

Für die Herstellung eines Segelflugzeuges sind sehr viele Einzelarbeiten notwendig. Auf besonderen Schablonen werden die Rippen gebaut. Holme und Spannten müssen angefertigt werden. Aus ihnen und den Rippen entstehen auf der Helling die Tragflügel, das Leitwerk und das Rumpfgerüst. Metallbeschläge für die Befestigung der Steuerflächen und der Tragflügel am Rumpf sind herzustellen. Die Jungen müssen spleißen und schweißen. Vielseitig und mühsam ist die Arbeit.

Doch der Lohn ist das selbstgebaute Flugzeug.

Heinz Voigtländer



Während des vergangenen Jahres haben wir in der „Jungen Welt" laufend die Reiseberichte unseres Kameraden Ralph Colin Ross veröffentlicht, der mit seinem Vater Dr. Colin Ross und seiner Mutter auf einer fast zweijährigen Weltreise war. Vor ein paar Tagen hat uns nun Ralph Ross besucht, um uns diesen Bericht seiner fast abenteuerlichen Rückkehr in die Heimat zu geben:

Heimkehr mit Hindernissen

Als ich kurz vor Kriegsausbruch in Französisch-Indochina war, kam mir alles noch friedlich vor. Es verblüffte mich, am 25. August in Hanoi, der Hauptstadt Tonghings, weder Soldaten noch Zivilisten auf der Straße zu sehen. Alles hatte sich um die warme Mittagszeit in die Kaffees geflüchtet. Dort, im Café de la Paix (deutsch »Friedenskaffee«) nahm man den gewohnten eisgekühlten Apéritif zu sich und sprach über die Kriegsgefahr. Aber sonst war in der ganzen Europäerstadt, die bis aufs kleinste Paris nachgebildet ist, ebensowenig wie im Eingeborenenviertel, das mit seinen Seen und Tempeln ein kleines Peking nachbildet, etwas von dem drohenden Krieg zu merken. Daß mir alles so friedlich und verschlafen vorkam, lag wohl daran, daß ich eben erst von dem chinesischen Kriegsgebiet zurückkam und daß ich seit Juni in keinem befriedeten Gebiet mehr gewesen war.

Als wir in der Mandschurei waren, lösten gerade die russisch-japanischen Kämpfe im ganzen Land Unruhe aus. In Nordchina, das wir dann besuchten, ist der Kampf der chinesischen Freischärler noch immer nicht erstickt. Und Tientsin sah ich gerade in den Tagen, in denen es fast zum bewaffneten Zusammenstoß zwischen den Japanern und Engländern gekommen war.

Die Briten unterstützten indirekt die antijapanischen Terroristen, was die Japaner so erbitterte, daß es in Tokio zu Demonstrationen kam. Auch dazu kam ich gerade noch zurecht. Ich saß in der Elektrischen, als ich eine endlose Menge von Menschen in Reih und Glied mit Fahnen anmarschieren sah. Ich nahm mein bestes Sonntags-Japanisch zusammen (dies war ja nun mein zweiter Japanaufenthalt, und ich hatte mir bereits einen ganz netten japanischen Wortschatz angesammelt) und fragte meinen Nachbar, was das zu bedeuten habe. Er tat, als verstünde er mich nicht. Höflich aber bestimmt wiederholte ich meine Frage, bekam jedoch von meinem rechten wie von meinem linken Nachbarn nichts weiter als ein tiefes Schlürfen und Seufzen zur Antwort. Jetzt versuchte ich es selbst mit einer Verbeugung und wiederholte meine Frage auf englisch. Der gleiche Erfolg auf der ganzen Linie, Schlürfen und bedauerndes Achselzucken. Kurz entschlossen fragte ich auf deutsch, und alles strahlte. Einer stand auf und schüttelte mir, gewissermaßen zur Entschuldigung, die Hand. Sie hatten mich für einen Engländer gehalten, und dies war eine große antienglische Kundgebung.

Zehntausende zogen vom Kaiserpalast zur deutschen Botschaft, die sie mit einem brausenden »Heil Hitler!« feierten, und dann zur britischen Botschaft, die sie mit Schimpfrufen überschütteten. Ich stand vor der Botschaft und photographierte, wie die Menge das Gebäude zu stürmen versuchte, aber von Polizisten zurückgehalten wurde. Nur zwei junge Leute durchbrachen die Absperrung, um auf dem Tor mit dem Löwenwappen einen Kranz zu befestigen, auf dem mit großen geschwungenen Schriftzeichen »England ist tot« stand.

Davon, daß es nicht mehr das »alte England« ist, konnte ich mich bald selbst in Hongkong überzeugen, wohin wir von Japan fuhren und wo ich im Jahre 1930 schon einmal länger gewesen und in die Schule gegangen bin. Ich hätte nie gedacht, daß sich die Stimmung in einer Kolonie in verhältnismäßig kurzer Zeit so ändern kann. Damals war England Trumpf, und jeder wollte gerne so englisch wie möglich wirken. Heute hatte man seine Zweifel an der britischen Macht, und nicht einmal die großen Befestigungsanlagen, die man rings um die Bucht anlegte und von denen wir bei der Einfahrt allerhand zu sehen bekamen, scheinen das Gefühl von Sicherheit geben zu können. Um nun der Bevölkerung zu zeigen, daß man sich mit ihrer Verteidigung beschäftige, und auf der andern Seite zu prüfen, wie sich diese Bevölkerung bei einem Fliegerangriff verhält, war gerade an unserem Ankunftstag eine Verdunkelungsübung angesetzt. Das »Überraschungsmoment« sollte entscheidend sein. So gab man wohl das Datum, nicht aber die Stunde des Alarms bekannt. Das war auch für Schlauberger nicht nötig, die schmunzelnd in der Zeitung lasen, daß die Kinos ihre übliche Spielzeit von 20 bis 22 Uhr um eine Stunde, auf 21 bis 23 Uhr verlegten. So kam man unverdunkelt ins Kino und wieder durch eine hellerleuchtete Straße nach Hause – und der Generalgouverneur konnte zufriedenstellend über den sogenannten »Black-out« berichten.

»Wir werden die Kolonie bis zum letzten Mann verteidigen!«, schrie der chinesische Zeitungsverkäufer am nächsten Morgen die Schlagzeile des Morgenblattes aus. »Aber wer verteidigt Hongkong?« fragte mein Vater, und dies fragt sich sicher auch der Generalgouverneur und manch einer der in Hongkong ansässigen Engländer, deren Lokalpatriotismus durch die sogenannte »Heimatbeilage« der Hongkonger Zeitung, wie es in der Überschrift hieß, gefördert werden soll.

Diese Beilage habe ich ganz gründlich durchstudiert. Da gab es Statistiken über die Zunahme des Opiumkonsums, über die Tausende von Toten der großen Cholera-Epidemie und erschütternde Berichte über Wohnungsnot und Hunger in der Chinesenstadt. Natürlich hat es die Kolonialverwaltung jetzt während des japanisch-chinesischen Konfliktes nicht leicht. Aber schon seit Jahren war das Elend so groß und die Zustände in Hongkong so, daß die Engländer am besten daran täten, einmal vor ihrer eigenen Tür zu kehren, statt sich ständig über Deutschland zu entrüsten und gegen Deutschland zu schüren.

Als wir diese Hetze in den Zeitungen lasen, war es uns klar, daß es bald zum Krieg zwischen Deutschland und England kommen würde. Offen gestanden, mir war fast wehmütig zumute, als ich am nächsten Tag vom »Peak«, dem Berg von Hongkong, aus die schöne Aussicht bewunderte und beobachtete, wie ein schönes großes Schiff aus dem Hafen auslief. Es war die »Gneisenau«, der letzte deutsche Ostasiendampfer, der hier abfuhr.

Aber wir konnten jetzt noch nicht in die Heimat umkehren. Mein Vater mußte vorher noch unbedingt ins nationale China zu Tschiangkaischek. Schweren Herzens bestiegen wir das Flugzeug, das uns nach Chungking bringen sollte.

Auf der ersten Flugstrecke bis Kunming ging alles glatt. Aber hier war nun wirklich Krieg. Seit 14 Tagen war Chungking Nacht für Nacht von japanischen Fliegern bombardiert worden. In der Nacht vorher war sogar der Flugplatz völlig zerstört worden. Aber das Flugzeug ging doch, nur daß mein Vater mich auf diese Nachricht hin beinahe zurückgelassen hätte. Es bedurfte meiner ganzen Überredungskunst, um ihn dann doch zu bewegen, mich in den wirklichen Krieg mitzunehmen.

Am frühen Morgen stiegen wir auf. »Heute werden wir gutes Wetter haben. So ein Pech!« meinte der Flugzeugführer; denn der Himmel war wolkenlos, und die Sonne schien. Solches Wetter begünstigt einen Fliegerangriff, wenigstens in China. Doch nichts ereignete sich, solange wir über die Bergketten Jünnans flogen. Erst als wir über das Tal des Jangtse einbogen und das rote Band des lehmigen Wassers unter uns hatten, schien

etwas nicht ganz in Ordnung zu sein. Wir bogen von unserm Kurs ab, und zwar in einem Tempo, daß uns die Ohren sausten. Der zweite Pilot trat aus der Führerkabine und rief uns zu: »Die Japaner kommen.«

Damit verschwand er wieder. Was tun wir nun? Wird er einen andern Kurs nehmen und irgendwo in den Bergen notlanden? Nein, er wählt die andere Möglichkeit, zu versuchen, nach Chungking zu kommen, ehe die feindlichen Flieger es erreichen können. »Sie sind erst in Itchang«, ruft er uns jetzt zu. »Wir schaffen's!« Und schon tauchte wie ein Gibraltar zwischen zwei Strömen der Fels von Chungking vor uns auf. Dort im Jangtse war ein kleiner weißer Fleck, eine sandige Insel nur. Das sollte unser Landeplatz sein. Ein hübsches Ziel für die Japaner, dachte ich mir, und schon senkte sich die Maschine und drehte in Spiralen nach unten, so daß sich mir, der ich noch Flugzeugpassagier in den Anfängen bin, alles im Kopf herumdrehte, als ich plötzlich bis zu den Knöcheln im gelben Sand stand. Ich hörte nur noch den Piloten hinter uns her rufen: »Hals- und Beinbruch!«, und was ich dann erlebte, werde ich im nächsten Jahrbuch der Hitler-Jugend »Jungen, Euere Welt« erzählen.

Bei allen diesen Erlebnissen hatte ich ein merkwürdiges Gefühl. Es ist eine eigene Sache, in einem Krieg zu sein, ohne persönlich daran Anteil zu haben. Dabei waren wir uns immer klar, daß wir bald persönlich im Krieg sein würden. Aber *dann* in China zu sein, wäre das Schlimmste. Eine Heimkehr nach Deutschland war jedoch nur über das französische Indochina möglich. So unangenehm es war, es blieb nichts anderes übrig, als im Augenblick der schwersten Krise auf französisches Gebiet zu gehen. Die letzte Strecke fuhren wir im Zug.

Ein Druck lag auf dem Herzen, als wir die Schmalspurbahn für die letzte Strecke nach der Grenze bestiegen, ohne in den letzten Tagen irgendwelche Nachrichten aus Europa gehört zu haben. Immer tiefer schlängelte sich unser Zug durch Täler und Schluchten vom Hochplateau von Yunnan herunter. Erst durch steil abfallende Felsengen. Dann treten die großen einzelnen Felsen zurück, und nur noch einige wenige säumten die Bahnlinie, das einzigartige Landschaftsbild bildend, das uns aus chinesischen Malereien so vertraut ist. Dann blieben auch diese zurück, und bei Einbruch der Dunkelheit fuhren wir schon durch den tropischen Urwald.

Dort in einem kleinen Ort war die Grenzkontrolle. Am liebsten hätte ich schon den Zöllner nach den letzten politischen Ereignissen gefragt. Aber der interessierte sich mehr für unser Gepäck. Der Bahnhof war voller Menschen. Die Soldaten, die ihren Gestellungsbefehl für die Maginotlinie bekommen hatten, nahmen Abschied von der Bevölkerung. Ein junger Leutnant kam zu mir ins Schlafkupee. Er fährt morgen mit einem französischen Schiff nach Hause. Und wir?

Wir versuchten mit dem Auto nach Siam durchzukommen, eine andere Möglichkeit hatten wir nicht. Im Hafen von Haiphong lagen nur französische oder englische Dampfer. Ein Fortkommen war also nur über Saigon möglich. Aber Saigon war noch 2600 Kilometer entfernt. »Am ersten Tag fahren Sie 1000 Kilometer«, riet uns der deutsche Konsul, dessen einzige Schutzbefohlene wir waren.

Nach längerer Beratung legten wir die einzelnen Etappen, Stunde für Stunde, fest, und die Stationen, an die er uns chiffrierte Telegramme schicken wollte, um uns im Ernstfall die Möglichkeit zu geben, uns seitlich in die Büsche zu schlagen. Die erste Etappe brachten wir auch fahrplanmäßig hinter uns, als wir am nächsten Morgen statt einer Straße in strömendem Regen einen riesigen See vorfanden. Die ganze Strecke war Hunderte von Kilometern weit achsentief überschwemmt. Wir mußten zurück. Das hieß einen ganzen Tag Zeitverlust, nein, eine Woche; denn alle Güterwagen waren auf eine Woche vorausbestellt und besetzt, und es bedurfte unserer ganzen Energie, den Stationsvorsteher zu bewegen, einen Güterwagen für uns frei zu machen und das Auto dem nächsten Expreßzug anzuhängen, in dem wir nach Saigon fuhren. Von Saigon geht keine Bahn an die siamesische Grenze, und ohne Auto wären wir dort hoffnungslos hängen geblieben.

So sahen wir ab und zu voll Genugtuung aus unserem Eisenbahnabteil heraus auf unseren lieben, guten Mercedes, der direkt an unserem Wagen angehängt war. So fuhren wir *vor* statt *in* unserem Auto. Das heißt, die Freude dauerte nicht lange. Eines Morgens war er weg, einfach abgehängt, und wir wußten nicht einmal, wo. Jede Stunde konnte der Krieg erklärt werden, und wir stehen ohne jedes Fortbewegungsmittel in Saigon, 600 Kilometer von der rettenden Grenze entfernt. Und sollen wir etwa den Wagen den Franzosen überlassen? So viel Energieaufwand habe ich selbst bei meinem Vater noch nie gesehen. Und er hat es geschafft!

Umgeben von einer riesigen, Betel kauenden Menschenmenge, der wir unerhört interessant waren, Tonkinesen, Anamiten, Kambodschaner und Chinesen, hockten wir seit fünf Uhr bei strömendem Regen auf dem Bahnhof von Saigon. Das kann gut werden und noch lange dauern. Vorsichtige Zuschauer hatten ihre Schlafmatten mitgebracht. Und unser Auto war noch immer nicht in Sicht.

Um die ungeheure Erregung etwas abzulenken, hatte ich mir, auf dem Koffer sitzend, meine griechische Grammatik vorgenommen. Zum Spaß hatte ich sie auf der Reise mit Klebezetteln von den verschiedenen Hotels und Schiffen beklebt, wo ich gewesen war. Als oberstes stand »Norddeutscher Lloyd«. »N-o-r-d-d-e-u-t-sch-e-r L-l-o-y-d« buchstabierte die Menge, und einer, der besonders schlau zu sein glaubte, erklärte den Umstehenden, ich *hieße* vermutlich Norddeutscher Lloyd.

Um 21 Uhr geriet Bewegung in die Masse. Der Wagen kam an. »Nach 20 Uhr laden wir nicht mehr aus«, erklärte in fließendem Französisch der Herr Gewerkschaftsführer, der, ein buntes Lendentuch um die Hüften, in weitem Bogen seinen Betel über uns wegspuckte. »Der Wagen *muß* ausgeladen werden«, erwiderte mein Vater. Das Publikum reckte die Hälse, als mein Vater den Schauplatz verließ und sich an einen Offizier wandte. Der Wagen wurde ausgeladen.

Aber jetzt geht das eigentliche Abenteuer erst los. Es goß derart, daß man in der stockdunklen Nacht keine Hand vor den Augen sah. Es war ja immerhin noch ein gutes Stück, das wir zurückzulegen hatten; auf den glitschigen, regennassen Straßen kamen wir kaum vorwärts. Oft mußten wir einfach stehen bleiben, weil man nichts mehr sah. Wer konnte wissen, ob die Wassermenge vor uns ein See, ein Fluß oder einfach die überschwemmte Straße war. Auf der Strecke gab es ja eine Reihe von Wasserläufen zu überqueren.

Immer wieder mußten wir raus und die Fährleute aus dem Schlaf trommeln. Als wir um halb drei Uhr nachts an den Meklong kamen, den größten Fluß Indochinas, glaubten wir, das Schicksal hätte uns erreicht; denn statt des Fährmanns kam die Polizei. Aber statt des Passes verlangte er nur unseren Führerschein zu sehen. Die Polizei war wohl der Ansicht, daß jemand, der nachts mit einem Auto davonrast, ein Dieb sein muß. Auch dieses Hindernis war zu überwinden. Aber fünf Kilometer weiter saßen wir buchstäblich im Dreck. Wir tuteten so lange, bis das ganze Dorf schlaftrunken aus den Hütten getaumelt kam und uns heraushalf.

Jetzt waren wir schon in Kambodscha, in der Gegend der alten Tempelruinen von Angkor. Traurig sahen wir zu den hohen Tempeltürmen hinüber, die im frühen Morgenlicht aus dem Urwald ragten. Ich hatte mir schon jahrelang gewünscht, einmal Angkor zu sehen, und jetzt wurde es mir buchstäblich an der Nase vorbeigezogen.

Hinter Angkor kamen wir noch einmal durch Urwald und dann ganz jäh und plötzlich an die siamesische Grenze. Ich glaube, daß dieser mein erster Tag in Siam einer der schönsten meines Lebens war, als ich mir in einer Wellblechhütte, die sich »Rasthaus« schimpfte, bei 35 Grad Hitze bewußt wurde, nun wirklich der *Gefahr der Internierung* entronnen zu sein. Unsere Freude teilte ein deutscher Lehrer, der kurz vorher hierher geflohen war.

Das Gespräch kam auf die Schule. Mein Gott, ich hatte doch versprochen, im September in die Schule zurückzukehren. Ich mußte an meine Kameraden denken. Sogleich mischte sich in meine Freude der Gedanke: Wie kommen wir nun aus Siam weg? Jetzt im Krieg in Siam zu bleiben, kann ja nicht in Frage kommen. Drei Monate dauerte es, bis wir einen Plan zum Durchbruch ausgeknobelt hatten. Wie wir das gemacht haben, darf ich nicht verraten, da noch 60 weitere Deutsche auf diesem Wege nach Hause kommen wollen. Dieser Weg war nicht immer ungefährlich, aber der Mühe wert.

Wir sind ja so froh, wieder zu Hause zu sein, wenn ich auch etwas gekränkt bin, daß ich noch nicht als Soldat den Sieg mit erringen darf. Aber in der HJ. will ich meinen Mann stellen – – – und meine Schulmappe packen und wieder ins Klassenzimmer gehen. Als Letztes will ich noch, ohne anzugeben, das eine sagen: einen so weiten Schulweg, von Siam über Sibirien nach Schwabing, hat sicher noch keiner gehabt.

Geheimnisvolle SCHWARZE Kunst



Die Musikanten von vorn gesehen



Es ist gewiß so: den bellenden Hund, den ängstlichen kleinen Hasen, der mit den Ohren wackeln kann, das schnurrende Kätzchen, hast du auch schon einmal an einem Winterabend, wenn das Licht in der Stube spielt, an die Wand gezaubert.

Und dann denkst du sicher auch, wenn du das Wort Schattenspiel hörst, an so manche lustige Stunde, in der ihr selbst hinter der großen weißen Wand Schneiderlein und Teufel oder sonst eine Figur aus einem alten Volkslied mimtet oder gar „einen Tag im Lager" verulktet.

Aber davon will ich heute einmal nicht erzählen, sondern von einer anderen Form des Schattenspieles. *Schattenspiel im Fernsehsender* gab es kürzlich in allen Funkzeitungen zu lesen, und dazu waren Bilder von der Vogelhochzeit und von Frau Holle abgebildet. Ist das nicht wunderbar: damit hat sich eine der ältesten Spielformen überhaupt, das Figurenschattenspiel, eine der modernsten technischen Errungenschaften, den Fernsehsender, erobert!

Im Fernsehstudio, das mit seinen angedeuteten Landschaften, Zimmern, Straßenbahnwagen, der Unzahl von Scheinwerfern, dem scheinbaren Durcheinander von allerlei mehr oder weniger geheimnisvollen Dingen fast einem Filmatelier gleicht, ist auch unsere für diesen besonderen Zweck extra gebaute Schattenbühne aufgestellt. Eine fast drei Meter lange schmale Leinwand, auf der die Dekorationen des Frau-Holle-Spieles nebeneinander angebracht sind. Die Kameras sind gerichtet, die eine auf die Schattenwand, eine zweite auf die Erzählerin, die fahrbaren Mikrophone stehen bereit, die Figurenführer hinter der Wand nehmen ihre Goldmarie, die Mutter und das Spinnrad, ein rotes Licht flammt auf und das Spiel beginnt. Die Erzählerin beginnt zu erzählen, die Figuren bewegen sich und handeln und die Kamera schwenkt mit, um alles in das Bild einzufangen. Oben in dem Regieraum aber, und draußen in den Fernsehstuben, werden Bild und Ton eins, wird das schöne alte Märchen von der Frau Holle, von Goldmarie und Pechmarie, zauberhafte Wirklichkeit.

Wie ist es: wollt *ihr* es nicht auch einmal probieren, diese geheimnisvolle schwarze Kunst auf dem Elternabend vorzuführen? Man braucht nicht viel dazu. Guten Willen, ein bißchen Geduld zum Anfang, ja, und Phantasie (aber die ist ja zu allen Dingen nötig). Ein Theater ist leicht gebaut. Habt ihr ein Handpuppentheater, so braucht nur in die Spielöffnung weiße Leinwand gespannt werden. Den dazu benötigten Rest von etwa 60 cm×80 cm werdet ihr sicher noch auftreiben. Und wenn nicht, so genügt schließlich auch ein dünnes Pergamentpapier. Ist die Puppenbühne nicht vorhanden, dann ist ein brauchbares Lattengestell bald aufgebaut. Spaß macht es auch, die weiße Wand in eine Zimmertür zu spannen, es sitzen dann in dem einen Zimmer die Zuschauer, in dem anderen Zimmer die Spieler.

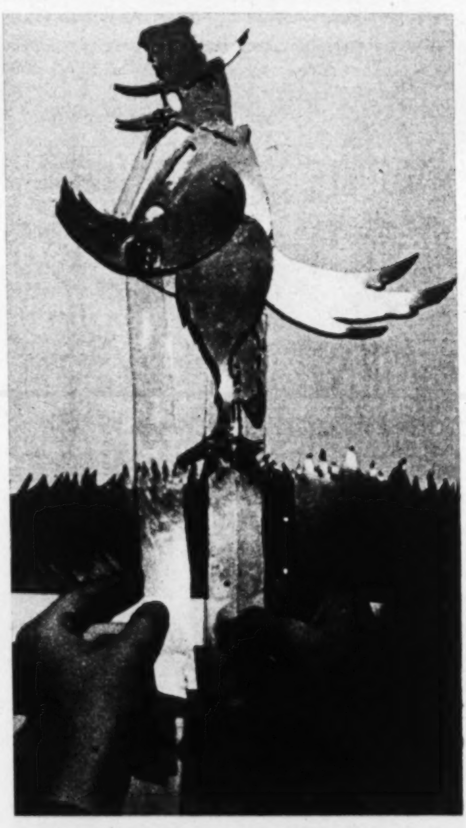
Nun zu den Figuren! Die werden natürlich selbst hergestellt. Aus Pappe, am besten aus Preßspan, das ist eine Art Lederpappe. Der Arbeitsgang sieht so aus: auf einfachem Zeichenpapier wird die Figur in seinen Umrissen entworfen. Dann überlegt man, welche Glieder bewegt werden sollen. Seht euch zum Beispiel den Auerhahn an auf dem Bilde. Er nimmt in der Vogelhochzeit,

„Der Auerhahn, der Auerhahn,
derselbig ist der Herr Kaplan",

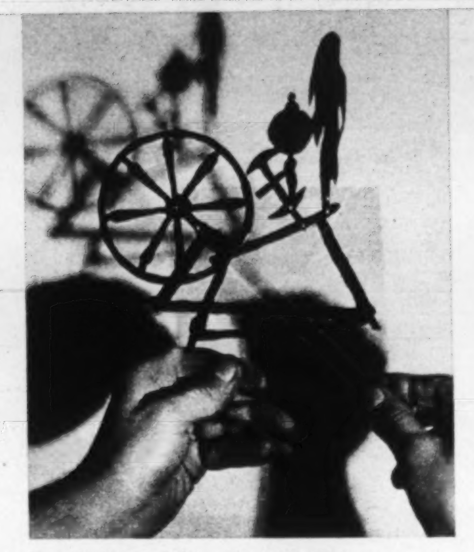
die Trauung vor, mußte deshalb zunächst einmal den Arm bewegen können, dann aber auch für seine feierliche Trauungsrede den Kopf bewegen. Dazu sollte er laufen können. Ihr könnt auf dem Bilde genau erkennen, daß der Kopf extra geschnitten ist und mit einem Stift angesetzt wurde. Ebenso der Flügel als Arm. Flügel und Kopf sind mit einem kleinen Zelluloidstreifen verbunden. Von dem Flügel-Arm geht der Führungsstab (ebenfalls aus Zelluloid) nach unten. Hebt man den Führungsstab, so hebt sich auch der Arm und der damit gekoppelte Kopf. So kann man durch heben und senken das schönste Bewegungsspiel machen. Das eine Bein ist, wie auch aus dem Bild ersichtlich, besonders angebracht und kann hin und her bewegt werden. Die Zelluloidstreifen sind von vorn nicht zu sehen. Eine andere Bewegung sieht man auf dem Spinnrad für das Frau-Holle-Spiel. Auf den beiden Bildern, die die Musikanten

„Die Anten, die Anten,
das sind die Musikanten"

einmal hinter und einmal vor der Wand zeigen, sieht man ebenfalls noch verschiedene Bewegungsmöglichkeiten, sieht auch gleichzeitig, wie die Figuren geführt werden. Hat man also die Figur gezeichnet und die Bewegungsmöglichkeiten festgestellt, so werden die einzelnen Teile auf die Pappe durchgepaust, ausgeschnitten und zusammengesetzt. Hat man nur



Der Auerhahn aus der Vogelhochzeit



Das Spinnrad für „Frau Holle"

erst einmal ein paar Versuche gemacht (wenn auch die ersten schief gehen!), so findet man bald den richtigen Weg. Will man eine Hilfe haben, so kann man sich das „Werkbuch für Schattenspiel"*) besorgen, das über alle Fährnisse und Schwierigkeiten hinweghilft.

Was wird gespielt? Nun, zunächst einmal gibt es eine große Zahl erzählender Volkslieder, die viel Spaß machen. Von der Vogelhochzeit habt ihr schon verschiedentlich am Beispiel gehört. Es wird nun aber auch nicht einfach Vers nach Vers heruntergespielt. Es wird erst durch die Zwischenspiele richtig lebendig gemacht. Zum Beispiel heißt der eine Vers:

„Der Pfau mit seinem langen Schwanz macht mit der Braut den ersten Tanz."

Zu dem gesungenen Vers kommen etwa die Braut und der Pfau in das Schattenbild und machen bei dem „Fidirallala" eine feierliche Verbeugung. Dann setzen die Instrumente zu einer kleinen Tanzmusik ein und die beiden tanzen erst richtig. Und so wird nach jedem Vers des Liedes ein kleines Zwischenspiel gespielt, und es g e s c h i e h t erst das, wovon im Vers g e s u n g e n wurde. Dann aber können unsere Märchen hier auf eine schöne Weise lebendig gemacht werden. Meistens wird der Erzähler vor der Wand stehen und das Märchen erzählen, unterbrochen von passendem Lied, von Musik, und hinter der Wand spielen die Figuren das Erzählte.

*) „Werkbuch für Schattenspiel" von Heinz Ohlendorf, aus dem Verlag Voggenreiter, Potsdam.

Habt ihr so an einigen Spielen erst eine gewisse Erfahrung gesammelt, so ist aber die schönste Aufgabe für den Schattenspieler, all das reiche Sagen-, Geschichten- und Schnurrengut, das in allen deutschen Landschaften vorhanden ist, wieder auszugraben und auf diese Weise neu zu erzählen.

Ein Beispiel dafür: Wir waren einmal auf einem Lager in der Jugendherberge in Teterow, beschäftigten uns auch mit Schatten- und Puppenspiel, da erzählte uns einer der Teilnehmer eine Geschichte aus der Gegend. In Güstrow hatte, es war natürlich schon lange her, ein Bauer den ersten Kürbis gezogen. Mit diesem neuen Wunder wollte er natürlich recht viel verdienen. Er zog damit auf den Markt in Teterow. Ein Bauer von Teterow besieht sich das Ding von allen Seiten und meint schließlich, was denn das wohl wäre. „Och, das ist ein Pferdeei", meint der Güstrower. Ein Pferdeei? Der Teterower ist aufs höchste erstaunt.

„Kann man das denn auch ausbrüten?"

„Ja, ganz bestimmt", sagt der Güstrower, „dann kommt ein richtiges kleines Fohlen heraus."

Das muß der Teterower natürlich haben. Man wird schließlich handelseins, und er erfährt



Die Musikanten der Vogelhochzeit hinter der Spielwand

noch, daß er sich vier Wochen auf die höchste Stelle des Berges in die pralle Sonne setzen und brüten muß. Er darf sich dabei aber auch von seiner Frau ablösen lassen. Vierzehn Tage brütet unser Teterower schon, da löst ihn seine Frau ab. Da die Frauen aber, wie es in der Geschichte heißt, neugieriger sein sollen als die Männer, hält sie es nur acht Tage aus, da muß sie nachsehen. Und siehe da, das ominöse Ei ist schon gelb geworden. Sie will sich wieder draufsetzen, da stößt sie mit dem Fuß an den Kürbis, der rollt den Berg hinunter, stößt unten an einen Stein und platzt. Hinter dem Stein aber saß ein kleines Häschen, das lief vor Schreck weg. Die Frau sieht den Hasen laufen und ruft ganz begeistert über den Erfolg ihres Brütens hinter ihm her:

„Was läufst du denn so, kennst du denn deine eigene Mutter nicht mehr?"

Die Geschichte wurde natürlich zum allgemeinen Spaß sofort geschnitten und gespielt. Und in ähnlicher Form findet ihr sicher auch bei euch etwas.

Viel Freude dabei! — Heinz Ohlendorf

SPAREN ERFÜLLT JUNGENWÜNSCHE!

Die Altmaterialsammlungen der HJ. haben oft genug die alte Erkenntnis bewiesen, daß viele unscheinbare Wenig ein bedeutsames Viel ergeben. So ist es auch mit dem Sparen. Die Spareinlagen der 40 Millionen Volksgenossen, die heute Sparkassenbücher bei den öffentlichen Sparkassen Großdeutschlands besitzen, betragen zusammen **20 Milliarden Mark!** Von 11,5 Millionen Mark sind die Einlagen seit der nationalsozialistischen Machtübernahme auf diese stattliche Höhe angewachsen. Darin wird so recht das Vertrauen deutlich, das der Deutsche seiner Staatsführung und der Wirtschaftspolitik entgegenbringt. Und die Jugend spielt in der Millionenzahl der Sparer – das verrät die Statistik – keine unbedeutende Rolle. Zwar sind die Spareinlagen der Jungen und Mädel im einzelnen nicht so hoch wie die der Erwachsenen, aber sie beweisen doch die S p a r f r e u d i g k e i t der Jugend.

Ebenso wie in früheren Zeiten liest heute noch jeder Junge gern die spannenden Abenteuergeschichten von Schatzsuchern, Goldgräbern und Diamantenwäschern, allerdings ohne sich die Einstellung dieser zweifelhaften Existenzen zu eigen zu machen. Denn Geld ist heute in Deutschland nur noch d u r c h f l e i ß i g e A r b e i t zu verdienen, und da wohl kaum ein Junge als Millionär auf die Welt kommt, muß er Groschen für Groschen zusammen s p a r e n, ehe er das Geburtstagsgeschenk für seine Mutter kaufen kann. Er braucht auch nicht bloß in die dicke Brieftasche zu greifen, wenn er zu dem heißersehnten Fußball, zum Fahrtenmesser oder der neuen Uniform kommen will. Da heißt es wieder s p a r e n, und kein einziger Groschen darf vernascht werden, wenn er schnell zum Ziel gelangen will.

Wer sogar auf kostspieligere Dinge hin spart – sagen wir z. B. ein Fahrrad – muß die Heimsparbüchse, die die öffentliche Sparkasse ausgibt, schon ein paarmal füllen und ihren Inhalt gegen ein Sparkassenbuch umtauschen. D a n n wächst das kleine Kapital durch die hinzukommenden Zinsen sogar noch etwas an, und auf der Sparkasse liegt es dazu sicherer als zu Hause im Schubkasten.

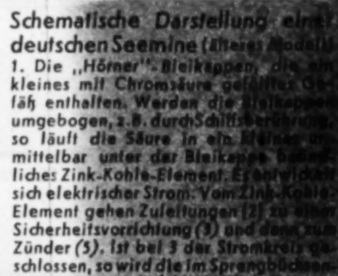
Nicht unterschätzt werden darf dabei der erzieherische Wert des HJ.-Sparens. Die HJ. als künftige Trägerin des Reiches erzieht sich daher zu der T u g e n d d e r S p a r s a m k e i t.

Früher einmal wurden Bedenken gegen das Gemeinschaftssparen der Jugend erhoben. Es hieß da, die verschiedene Höhe der Spareinlagen der Jungen und Mädel könnte soziale Unterschiede hervorkehren und den Neid der Minderbemittelten heraufbeschwören. Dieser Einwand ist grundfalsch. Gerade das HJ.-Sparen hat ebenso wie das Schulsparen bewiesen, daß der Jugendliche aus weniger begütertem Hause mehr zum Sparen neigt als die Kinder reicher Eltern. Das Sparguthaben ist also kein sozialer Gradmesser, sondern ein W e r t m e s s e r d e s C h a r a k t e r s. Wir sparen für ganz klare Ziele. Wenn die vielen kleinen Wünsche – Uniform, Fahrtenmesser, Bücher, Bastelzubehör usw. – erfüllt sind, erfordert die W e i t e r b i l d u n g i m B e r u f neues Sparen. Da ist es gut, ein kleines Sparguthaben zu besitzen, auf das man jederzeit, wenn es nötig ist, zurückgreifen kann. Das Sparen auf e i n s o l c h e s Z i e l hin ist die sicherste und bestverzinste Kapitalanlage.

UNTER WASSER LAUERT DER TOD

Die Sprengladung einer neuzeitlichen Mine ist von ungeheurer Wirkung. Der Vergleich mit den in einiger Entfernung liegenden Schiffen läßt leicht erkennen, daß die Säule wohl einige hundert Meter hoch ist

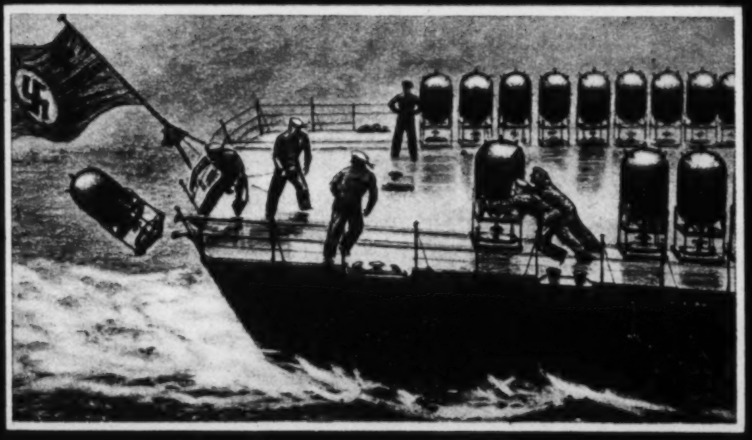
Hoch hebt der Leib des kleinen grauen Minenräumbootes ſich aus der ſchweren Nordſeedünung. Tief ſchneidet im Rhythmus des Seeganges der ſcharfe Bug in die See. Das überkommende Waſſer überzieht das Deck mit Glatteis, an Reling und Wanten wachſen Eiszapfen. Zwei, vier, ſechs Boote ſind es — eine ganze Flottille. Sie haben ihre Suchgeräte ausgebracht und ſtampfen hart in der Dünung. Schneidender Wind, Seegang, eiſige Kälte, Regen oder Nebel — dies alles iſt kein unüberwindlicher Gegner



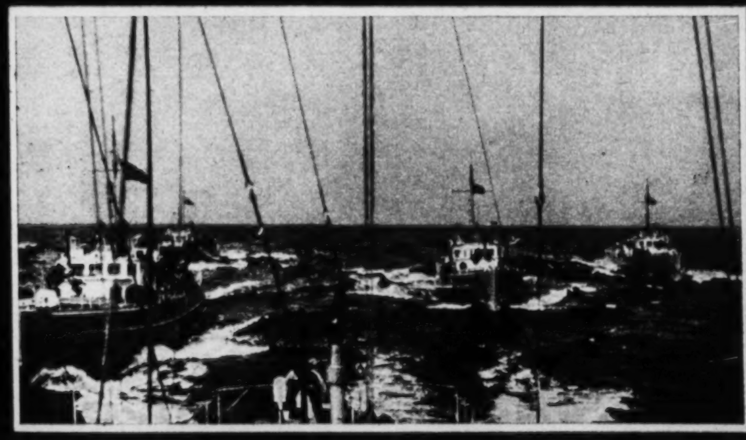
Schematische Darstellung einer deutschen Seemine (älteres Modell) 1. Die „Hörner". Bleikappen, die ein kleines mit Chromsäure gefülltes Gefäß enthalten. Werden die Bleikappen umgebogen, z.B. durch Schiffsberührung, so läuft die Säure in ein kleines unmittelbar unter der Bleikappe befindliches Zink-Kohle-Element. Es entwickelt sich elektrischer Strom. Vom Zink-Kohle-Element gehen Zuleitungen (2) zu einer Sicherheitsvorrichtung (3) und dann zum Zünder (5). Ist bei 3 der Stromkreis geschlossen, so wird die im Sprengbüchsenrohr (4) befindliche Sprengbüchse zur Explosion gebracht. Die Stichflamme bringt die Sprengladung zur Explosion. — Die Mine ist auf dem Minenstuhl verankert. Der Tiefensteller (6) hält das Ankertau auf der Trommel fest (7). Das Minengefäß löst sich erst längere Zeit nach dem Minenlegen vom Anker, damit reißt erst die Verbindung zwischen Sicherheitsvorrichtung und ... die Mine ...

Die Ankertrommel wird in den Minenstuhl gelegt. Deutlich zu erkennen ist auf der Trommel das etwa fingerdicke Ankertau, das die Mine, nachdem sie ausgelegt ist, zuweilen jahrelang zu halten hat





Heck eines Kleinen Kreuzers. Die Minen stehen mit ihren Minenstühlen auf Laufschienen, sie werden mit der Hand auf diesen Schienen an das Heck geschoben und über Bord geworfen

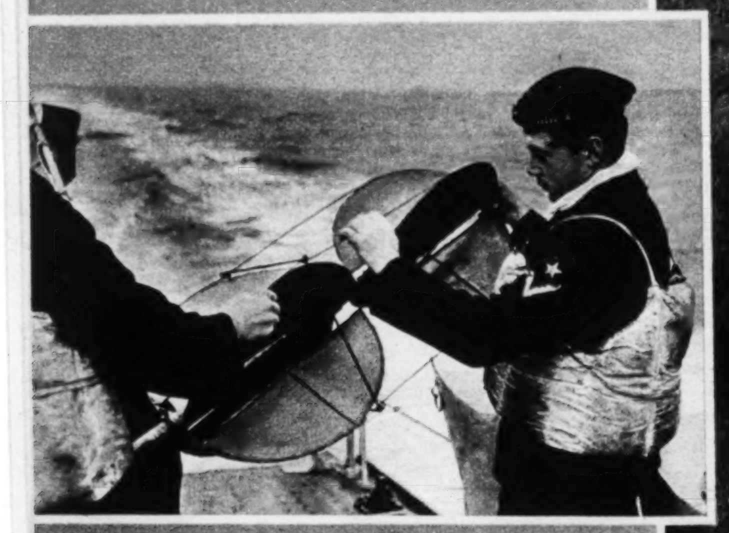


Die Räumbootflottille fährt aus. Sobald die Boote der Flottille ihr Suchgerät ausgebracht haben, fahren sie in Dwarslinie, so daß unmöglich vereinzelte Minenreihen stehenbleiben können

für sie. Mit umgeschnallten Schwimmwesten stehen die Besatzungen auf ihren Posten, Stunden, Tage . . .

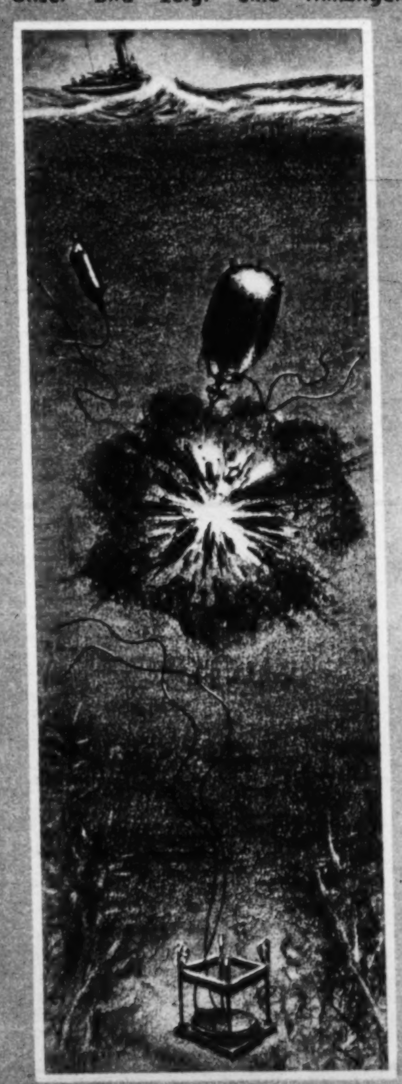
So kämmen unsere R-Boote unablässig die See nach feindlichen Minen ab.

Weit draußen auf hoher See verrichten die großen Schwestern der R-Boote, die Minensuchboote, den gleichen Dienst. Veteranen



Die von Minen geräumten Strecken werden durch Bojen kenntlich gemacht. Ebenso werden die Stellen bezeichnet, an denen zwar die Mine festgestellt, aber nicht geräumt wurde. Unser Bild zeigt eine Minengefahrboje

So werden Minen geräumt. Schematische Darstellung. Am Heck des linken Räumbootes ist eine Bojenleine, die die Schleppboje hinter sich herzieht. Die Schleppboje trägt die Drachenleine mit dem Drachen (B). Dieser gibt der eigentlichen Suchleine die notwendige Tiefe. Von der Drachenleine zweigt eine neue Leine ab, an deren einem Ende sich die Greiferboje (A), am anderen Ende der Sprenggreifer (C) befindet. — An diesem Greifer sitzt die eigentliche Suchleine, die zu einem 2. Boot führt. Hat sich das Ankerseil einer Mine in der Suchleine gefangen, so wird das Seil

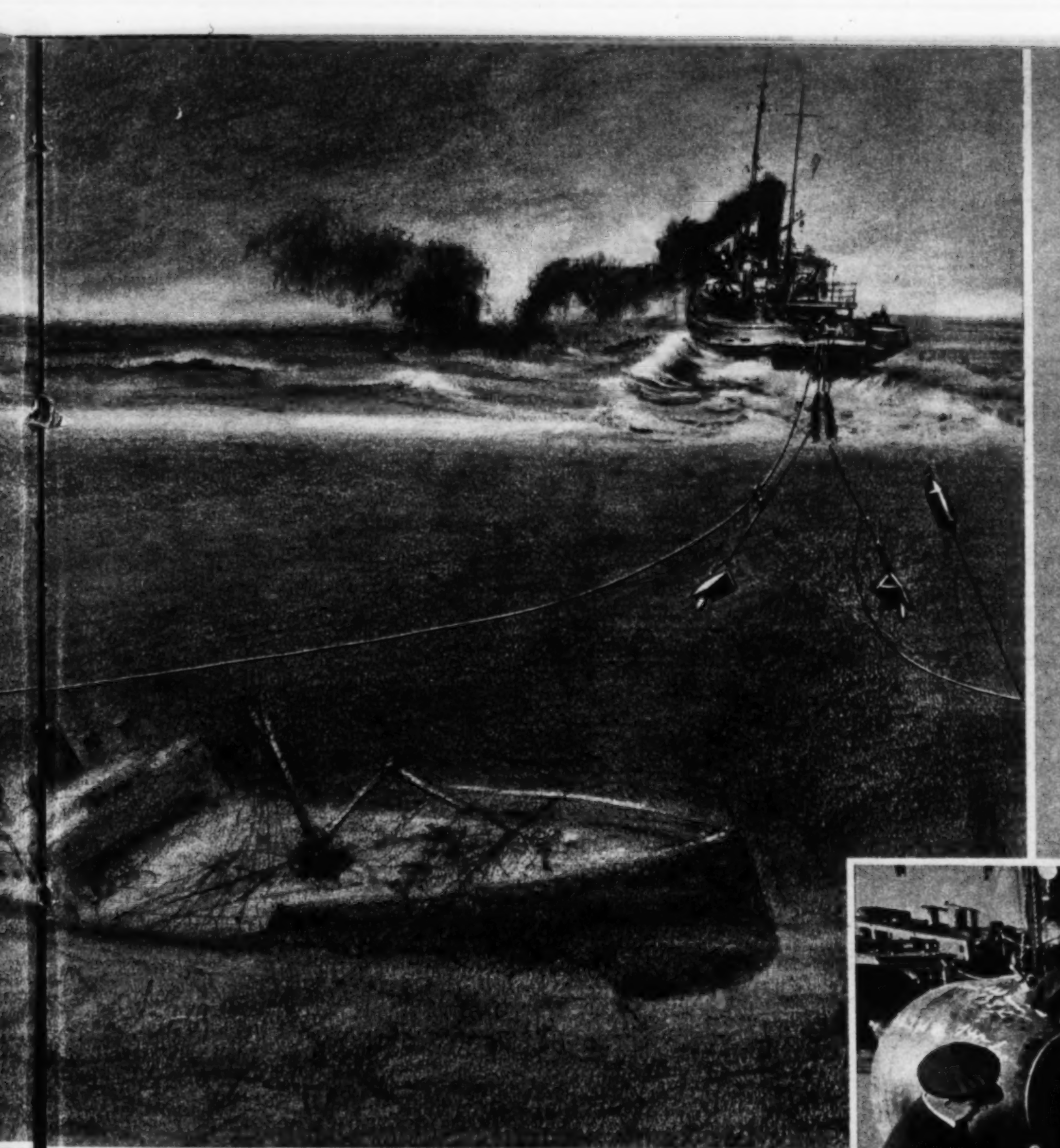




Das Bergen der gelösten Minen erfordert außerordentliche Vorsicht. Das Boot fährt an die Mine heran und befestigt ein Schleppseil. Bei manchen Minenkonstruktionen darf die Mine nämlich nicht am Minenankertau geschleppt werden, denn wenn eine solche Mine aus irgendeinem Grunde von ihrer Verankerung

Bild links: Der Sprenggreifer hat funktioniert. Die Mine ist von ihrem Ankerseil abgerissen. Links treibt die Greiferboje nach oben. Allerdings ist jetzt aber auch die Verbindung zwischen den beiden Räumbooten gerissen. Das Gerät muß eingeholt, die Sprengladung erneuert und die Verbindung mit dem Schwesterboot wieder hergestellt werden

sind unter ihnen, die tiefschwarzen Minensucher des Weltkrieges, und neue moderne Fischdampfer, die noch ganz leicht nach Tran riechen. Die Mine ist in diesem Krieg vielleicht mehr noch als im Weltkrieg zu einer offensiven Waffe geworden. Immer weiter wird sie vorgeschoben aus dem Küstenvorfeld, in dem sie die eigenen Schiffahrtswege vor dem Feind zu sichern hat, bis in die Domänen des Feindes selbst. Sie ist heute keine Verteidigungswaffe, keine bloße Sperrwaffe mehr, sondern eine Angriffswaffe, bestimmt dazu, dem feindlichen Kriegsschiff in seinem eigenen Gewässer den Weg zu verlegen. Sie ist eine unheimliche Waffe, man sieht sie nicht, weder vom Schiff noch vom Flugzeug aus, wenn sie unter Wasser auf den Gegner lauert. Sie ist unheimlich, aber keineswegs so voller Geheimnisse, wie unsere Feinde sie ihr heute allzugern andichten. Von ihrem Wesen und Wirken und von ihren ärgsten Gegnern, den Minensuchern und Minenräumern, erzählen unsere Bilder.



in den Sprenggreifer gezogen. Der Greifer explodiert und durchschneidet das Ankerseil der Mine. Die Mine steigt an die Oberfläche und wird zur Explosion gebracht. — Eine ungeheure Wucht besitzt die Sprengladung einer neuzeitlichen Mine. Vergleicht man die Höhe der Wassersäule mit den in einiger Entfernung liegenden Schiffen, so kann man sich erst ein richtiges Bild von der riesigen Höhe der Wassersäule machen

Von großer Bedeutung für die Abwehr der Minengefahr ist die Untersuchung fremder Minen. Links auf dem Bilde ist eine bisher noch nicht bekannte englische Mine. Der Oberleutnant und der Feldwebel vor der Mine prüfen gerade den Zünder und die Sprengbüchse der Mine auf das genaueste

losgerissen ist, wird sie durch das Nachlassen des Zuges auf das Ankerseil automatisch unscharf. Jede Mine muß eine derartige Entschärfervorrichtung nach dem Völkerrecht besitzen, damit die Schiffahrt nicht durch treibende Minen gefährdet wird. Wird die Mine nun am Ankerseil geschleppt, so entsteht ein Zug



im Seil, der diese Mine wiederum entsichert. Sehr häufig aber funktioniert die Sicherheitsvorrichtung nicht mehr, zumal wenn die Mine lange im Wasser gewesen und mit Tang oder Muscheln bewachsen ist. Daher muß beim Bergen mit großer Vorsicht darauf geachtet werden, daß die Bleikappen nicht beschädigt werden

SPIEGEL DER FORMATION

Seit einigen Monaten läuft im ganzen Reich die Aktion der Reichsjugendführung „Jugend und Buch". In allen großen Städten fanden Dichterlesungen und Kundgebungen statt. Aber auch in der kleinen Einheit fand diese Aktion ihren Niederschlag. Das zeigt uns folgender kleine Bericht:

Die beiden Bergjungleute kamen gerade von der Arbeit wieder. Unter dem Arm trugen sie ihr blaukariertes Handtuch und aus der Rocktasche schaute die Kaffeepulle heraus. Vor dem Schaukasten ihrer Gefolgschaft, in dem immer die neuesten Dienstbefehle aushingen, blieben sie stehen...

Fritz wischte mit der Hand die Eisblumen weg, die bei diesem Frost an der Glasscheibe gefroren waren. »Was ist das?« sagte er erstaunt, als er den neuen Dienstbefehl las, »Freiwillige Lesestunde...« ist heute abend? Was sind denn das für neue Moden?... Teilnahme ist jedoch nur freiwillig... »Ja, Ede, da passen wir wohl auch nicht hin... da bleiben wir lieber zu Hause...«

Gott, ja, was hatten sie schon für eine Ahnung von Büchern! Gewiß, sie hatten früher mal geschmökert. Wüste Kriminalgeschichten hatten sie gelesen und – da es ihnen zu Hause verboten war und vielleicht auch, um Licht zu sparen, hatten sie sich in langer Reihe vor die hellerleuchteten Schaufenster gesetzt und damals so ihre Schmöker verschlungen. Dann aber waren sie auf die Zeche gegangen und sie hatten weder Zeit noch Lust, des Abends in der Freizeit zu einem Buch zu greifen. Was ging sie also schon solch eine »Freiwillige Lesestunde« an, in der nach ihrer Meinung doch keine spannenden Bücher vorgelesen wurden.

Neee, da sollten nur die Pennäler oder Bücherwürmer hingehen, sie aber sollte man um Gottes willen mit solch einem Quatsch verschonen. Das war die feste Meinung der beiden Bergjungmänner.

Des Abends an der Straßenecke, wo sie sich immer trafen, begegnete Ede dem Hans Buschulte. Und der brachte es tatsächlich fertig, daß Ede mal »versuchsweise«, wie er sagte, mitgehen wollte. – Es waren nur wenige Jungen zu diesem für sie ganz neuartigen Dienst erschienen. Man hatte Zivilzeug angelassen und setzte sich nun gemütlich um einen großen Tisch herum. Der Gefolgschaftsführer, der heute abend allen dienstlichen Befehlston abgelegt hatte, brachte eine irgendwo organisierte Leselampe mit und dann las er den Jungen aus der »Gruppe Bosemüller«, von Werner Beumelburg vor. Er verstand es ausgezeichnet, durch sein gutes Vorlesen die Jungen zu packen, und es war eine fast feierliche Stille in der Runde um den Tisch. Ja, es war wirklich so: als der Gefolgschaftsführer nun schließen wollte, da riefen alle: »Weiterlesen, noch nicht aufhören... Weiterlesen, und wenn es heute auch mal eine Stunde länger dauert.« Doch dann bedurfte es eines entschiedenen Wortes, und der Gefolgschaftsführer sagte: »In der nächsten Woche, da lese ich bestimmt weiter...«

Und in der zweiten »Freiwilligen Lesestunde« war auch Fritz dabei und überhaupt, die Runde um die Leselampe herum war mächtig größer geworden. Von Mal zu Mal kamen mehr Jungen, und eines Tages saß das ganze Heim pickepacke voll. Lauter Jungen in Zivil, die statt des Abends noch auf der Straße herumzuliegen, einen Abend in der Woche zu den »Freiwilligen Lesestunden« kamen und voller Spannung dem Vorlesen ihres Gefolgschaftsführers zuhörten.

Vor einigen Tagen jedoch erklärte nun der Gefolgschaftsführer, daß er leider von jetzt ab diese Lesestunden nicht mehr durchführen könne, da sie innerhalb des Dienstplanes zu viel Zeit wegnähmen. Sie brauchten aber nicht darüber zu schimpfen, denn er habe ihnen einen Ersatz dafür geschaffen, und das sei eine Buchliste, die sie einsehen könnten, und die Bücher, die darin ständen, wären alle schwer in Ordnung! Hier fänden sie nur Bücher, die für sie geschrieben wären, und das wüßte er ganz bestimmt, diese Bücher würden ihnen viel Freude machen.

An einem der darauffolgenden Nachmittage kamen Ede und Fritz, die beiden Bergjungmänner, wieder von der Zeche zurück. »Mensch«, sagte Fritz... »Du ich lese da augenblicklich ein Pfundsbuch, das mußt du unbedingt lesen.«

Und, o Wunder, Ede erzählte gar, daß er sich ein Buch zum Geburtstag gewünscht hätte... Nun aber, war er nach Fritzens Meinung doch ein wenig übergeschnappt.

*

Trotz des Krieges fanden auch in diesem Winter die Theater-, Kino- und Konzertvorstellungen für den „Veranstaltungsring der HJ." statt. Wie Dorfpimpfe eine solche Theatervorstellung erlebten, erzählt uns der nachstehende Bericht:

Das ganze Dorf sprach davon. »Modder, wi feuert in't Thiater! Un blauß för fiftig Penning!« so wußten die Pimpfe in Holthausen zu erzählen. Und Väter und Mütter freuten sich mit ihren Söhnen. »Wat de Blagens van Dage nit all maket!« sagten sie und schlugen voll Verwunderung in die Hände.

Es war aber auch ein Ereignis, daß eines Tages auf dem »Schwarzen Brett« der Hitler-Jugend gestanden hatte: »Montag, den 11. Februar, 18 Uhr, Antreten des Fähnleins und der Gefolgschaft. Wir marschieren in die Stadt zum Theater und sehen ‚Wilhelm Tell'.«

Und wirklich: An dem verabredeten Abend standen kurz vor 8 Uhr 200 Jungen aus den umliegenden Dörfern vor dem Theater. Blitzblank und sauber waren sie, und einen Scheitel hatten sie sich heute gezogen – da war alles dran! Dieses Stadttheater war für sie etwas ganz Neues. Zackig marschierten sie die große Freitreppe hinauf, schauten verwundert auf den Portier, der vor ihnen die Türen aufriß, blickten mit großen Augen in das Rund des feierlichen Raumes und auf den riesigen, schweren, purpurnen Vorhang. Sie sprachen zunächst gar nicht und fragten erstaunt, ob sie sich etwa in die mit Polstern ausgeschlagenen Sitze des Parketts setzen sollten? Dann nahmen sie ein wenig schüchtern Platz und blickten erwartungsvoll auf den Vorhang.

Eine kleine Begebenheit, die sich während der Szene der Verhaftung Wilhelm Tells abspielte, beweist wohl am besten, wie sehr diese Jungen bei der Sache waren. Während der Entrüstung des Volkes über die Verhaftung Tells, die äußerst lebendig gespielt wurde, sprang plötzlich ein Pimpf auf und rief mit hochrotem Kopf: »Haut doch den Geßler!« Der Gefolgschaftsführer stieß ihn an. Vergebens. Wollte ihn mit Gewalt auf den Sessel zurückziehen. Da erst fand der Junge in die Wirklichkeit zurück.

*

Noch lange sprachen die Jungen aus den Dörfern von diesem Erlebnis, und sicher steht es auch in jeden Feldpostbrief, der von ihnen an die Front gegangen ist.

BRÜCKE ZWISCHEN Front und Heimat

So arbeitet der Kriegsbetreuungsdienst der Hitler-Jugend

Wenige Tage nach dem Beginn des deutschen Abwehrkampfes rief der Reichsjugendführer den „Kriegsbetreuungsdienst der HJ." ins Leben. Es galt, die Fäden zwischen den HJ.-Kameraden an der Front und den Daheimgebliebenen keinen Augenblick lang abreißen zu lassen. Die HJ.-Kameraden, die in Feld-, Fliegergrau oder Marineblau vor dem Feinde stehen, sollten wissen, daß die Gedanken der Jungen und Mädel in der Heimat bei ihnen sind und daß die Jugend an der inneren Front ihre Pflicht nach besten Kräften erfüllt.

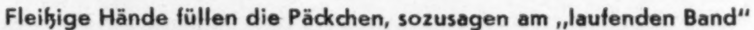
Ebenso wie in der Reichsjugendführung, stellten sich in allen Gebieten und Bannen Beauftragte für den Kriegsbetreuungsdienst freiwillig zur Verfügung. Die Zahl der Betreuten wuchs ständig an, so daß gegenwärtig von der Reichsjugendführung etwa 2900 HJ.-Führer betreut werden; und von den Bannen sind durchschnittlich je 40 bis 70 Führer bei der Wehrmacht.

Um die Soldaten laufend über das Leben und die Arbeit der Hitler-Jugend zu unterrichten, versendet die Reichsjugendführung regelmäßig mit der Feldpost die Zeitschriften der HJ. und den Schulungsdienst; allmonatlich erscheint ein Bericht über den Stand der Jugendarbeit; er enthält auch die Namen der für die Freiheit des Reiches gefallenen Kameraden und veröffentlicht die von der Truppe an HJ.-Angehörige verliehenen Auszeichnungen. Daneben geben die Bann- und Gebietsführungen in gewissen Zeitabständen Mitteilungsblätter an ihre Kameraden im Felde heraus. Diese meist hektographierten Blätter bringen lebendige, oft mit lustigen Zeichnungen versehene Schilderungen des Betriebes in den Einheiten und geben den Soldaten die Gewißheit, daß die jüngeren Unterführer alle Kraft daransetzen, die Formation in ihrem Sinne und nach ihrem Vorbild weiterzuführen. Jungen und Mädel erzählen darin von ihrem Hilfsdiensteinsatz in der Heimat, von ihren Jugendfilmstunden, Morgenfeiern und Elternabenden, zu denen auch die Angehörigen der Frontsoldaten eingeladen werden.

Die Beiträge sind nicht in „klassischem" Stil abgefaßt, dafür aber sind sie um so schwungvoller und wirklichkeitsnäher in ihrer heimatlichen Mundart und den vertrauten HJ.-„Fachausdrücken". Jedes dieser Blätter zwischen Front und Heimat hat natürlich seinen eigenen Titel, z. B. „HJ. an der Front", „Frontruf" und ähnliche. Ihre „Schriftleiter" stehen untereinander in edlem Wettstreit um die beste Ausgestaltung ihrer Blätter. Erwähnt sei, daß diese Mitteilungen auch die Feldpostanschriften der HJ.-Angehörigen enthalten, so daß z. B. die Führer eines Bannes an den verschiedenen Stellen der Front miteinander in Verbindung bleiben können.

Noch mehr Einzelheiten über die Arbeit ihrer Formationen erfahren die HJ.-Führer durch ihren Briefwechsel mit den BDM.-Führerinnen ihres Standortes. So stehen die Abteilungsleiterinnen der Obergaue mit den entsprechenden Abteilungsleitern der Ge-

Beim Kriegsbetreuungsdienst der Reichsjugendführung warten die Feldpostpäckchen stapelweise auf den Versand. Zweimal im Monat gehen rund 3000 Päckchen allein von Berlin aus an die Front



Fleißige Hände füllen die Päckchen, sozusagen am „laufenden Band"





Die Kartei mit den Feldpostanschriften ist das A und O des Betreuungsdienstes

biete (deren Arbeit sie ja vielfach mit übernommen haben) in Verbindung; dadurch ist der HJ.-Kamerad im Felde laufend über den Stand seiner früheren Tätigkeit unterrichtet.

Für die Liebesgabenpäckchen der Soldaten aus den verschiedenen Gefolgschaften sorgen die entsprechenden BDM.-Gruppen. Auf dem Heimabend füllen sie die Päckchen mit selbstgestrickten Socken, Pulswärmern und Ohrenschützern, mit Süßigkeiten und Zigaretten, die sie sich vom Taschengeld absparen. Die Dankschreiben für die Sendungen, die dann postwendend einlaufen, werden voller Stolz auf dem Heimabend vorgelesen. Wenn die Frontkämpfer auf Heimaturlaub kommen, suchen sie den „Kriegsbetreuungsdienst" auf, um sich für die Sendungen zu bedanken. Auf den Heimabenden müssen sie dann immer wieder von ihren Erlebnissen berichten und tausend Fragen beantworten.

Jede Änderung einer Feldpostnummer muß dem Kriegsbetreuungsdienst sofort angezeigt werden; denn ohne die Feldpostanschriften wäre ja die ganze Betreuungsarbeit unmöglich. Für jeden Soldaten wird beim Kriegsbetreuungsdienst ein Karteiblatt geführt. Darin wird die Anschrift eingetragen, jeder Postein- und -ausgang vermerkt, sie enthalten auch die Liebesgabenwünsche des Soldaten, z. B. ob Süßigkeiten, Zigaretten und welche Art von Büchern und Zeitschriften gewünscht werden. Ebenso wird hier der Inhalt jedes schon abgesandten Feldpostpäckchens vermerkt, so daß ein Soldat nicht etwa zweimal das gleiche Buch erhält.

Auch die Angehörigen der im Felde stehenden HJ.-Kameraden werden betreut. Die Beauftragten des Kriegsbetreuungsdienstes sind vorwiegend Frauen von HJ.-Führern oder BDM.-Führerinnen, die für ihre Aufgabe die beste Eignung besitzen. BDM.-Mädel stehen ihnen als Helferinnen zur Seite. Die Beauftragten besuchen die Familien der Soldaten, und wo Hilfe notwendig erscheint, wird sie sofort eingeleitet. Der folgende nicht seltene Fall, den ein Karteiblatt vermerkt, sei hier als Beispiel geschildert:

Ein Gefolgschaftsführer bat den Kriegsbetreuungsdienst, seine kränkliche Mutter durch HJ.-Kameraden durch kleine Hilfeleistungen zu unterstützen. Zwei Tage nach Eintreffen des Feldpostbriefes bringt das Karteiblatt die Notiz, daß sich wöchentlich sechs Jungen der Gefolgschaft Tag um Tag abwechseln, der Mutter des Gefolgschaftsführers an Stelle des eingezogenen Sohnes die Einkäufe zu besorgen, das Holz zu holen und Kohlen zu tragen usw.



Die Beauftragten des Kriegsbetreuungsdienstes besuchen die Angehörigen der Soldaten

Eine bunte Liebesgabensendung für die Front

Noch viele solcher Beispiele ließen sich anführen. Sie beweisen eindringlich, daß die in Friedenszeiten auf frohen Fahrten, Lagern und Heimabenden gegründete Kameradschaft erst recht in Kriegszeiten sich bewährt. Diese Kameradschaft bildet die festen Grundpfeiler des Kriegsbetreuungsdienstes der HJ., jener Brücke zwischen der Jugend an der Front und in der Heimat.

Dr. H. S.

Aussprache

Wir sprachen da kürzlich einen Jungvolkführer, der sich auf den Standpunkt stellte, daß die ganze Werbeaktion zur Aufnahme der Zehnjährigen in das Deutsche Jungvolk ein überflüssiger Ballast wäre. Er sagte, daß er im vorigen Jahr keine großen Veranstaltungen, Elternabende, Werbemärsche oder Elternbesuche durchgeführt hätte, und trotzdem wären **alle** Zehnjährigen seines Fähnleinbezirkes zur Dienststelle gekommen und hätten die Meldezettel ausgefüllt. Das sei doch heute einmal selbstverständlich, daß man mit zehn Jahren ins Jungvolk gehöre, und so bedürfe es nicht mehr dieser Werbeaktion, die im übrigen dem Einheitsführer nur Zeit raube.

Wir möchten diesem Einheitsführer kurz folgendes antworten:

Die Einberufung des Jahrganges ist in ihrer ganzen Art keine Aufnahme im **bürgerlichen** Sinne mit Satzungen, Auffüllung der Mitgliederbestände und unterschriftlich anerkannten Bedingungen. Es ist auch nicht so, daß sich Eltern und Jungen im März jetzt sagen: „So, du bist nun 10 Jahre, also mußt du nun in das Jungvolk ..."

Nein, nur weil es so Brauch ist, soll keiner zu uns kommen. Die **Eltern** sollen von der **Notwendigkeit** unserer Jugenderziehung unbedingt überzeugt sein, und der **Junge** soll mit **Begeisterung** und **Freude** zu uns kommen. Um das zu erreichen, ist eine **Werbeaktion** erforderlich und notwendig! Gerade, weil wir wissen, daß ohne eine Zusammenarbeit mit dem Elternhaus und ohne den **freiwilligen** Diensteifer des Jungen eine fruchtbare Erziehungsarbeit nicht möglich ist, **werben** wir um jeden einzelnen Jungen. Es macht dem Einheitsführer nachher viel mehr Freude, Jungen zu Pimpfen zu erziehen, die voller Begeisterung zu ihm gekommen sind, als Jungen, die kommen, weil es „nun mal eben so ist", und die mit der Ausfüllung ihres Meldezettels glauben Pimpfe geworden zu sein ...

Auf die ganze Art und Durchführung der Werbeaktion können wir hier im Rahmen unserer Aussprache nicht eingehen. Ihr erfahrt darüber genug in den Vorschriften und Anweisungen der RJF. Nur eins ist wichtig: Auch in diesem Jahr wird um jeden Jungen geworben! Und zwar mit Schwung und Begeisterung. Die ganze Werbeaktion zur Jahrgangseinberufung muß eine politische Kundgebung werden!

Jugend dient dem Führer

ALLE ZEHNJÄHRIGEN IN DIE HJ.

KLEINIGKEITEN

Groß geschrieben!



Die Pflege unserer Schuhe ist so wichtig wie noch nie. Wir können ja nun keine Schuhe selbst bauen, dafür können wir aber die Lebensdauer unserer Treter durch entsprechende Behandlung erheblich verlängern. Wir werden also unsere Schuhe nicht nur putzen, sondern auch pflegen. Gepflegt ist der Schuh, der nicht nur dann geputzt ist, wenn er schmutzig ist und der Dreck in Klumpen abbröckelt, sondern der jeden Tag eingeschmiert wird. Es kommt jetzt weniger auf den Glanz, sondern vielmehr auf die sonstige Beschaffenheit der Schuhe an. **Gerade bei der jetzigen Witterung ist dies wichtig.**

Nicht nur das Oberleder, sondern auch die **Seiten der Brandsohle** müssen wir einreiben. Gerade die Teile des Schuhes, die man nicht sieht, haben ja die schwersten Aufgaben zu bewältigen, da ist z. B. der bekannte **Steg**. Dieser Steg wurde bisher nur dann geputzt, wenn ein Appell in greifbare Nähe rückte, sonst wurde ihm aber wenig Beachtung geschenkt. Dabei wird gerade diese Stelle des Schuhes am stärksten belastet. Der Schuh knickt hier ein, bei jedem Schritt biegt sich die Sohle um, deshalb muß gerade an dieser Stelle das Leder geschmeidig sein. Haben wir Nägel unter den Schuhen, so müssen wir darauf achten, das nie einer fehlt, denn durch die hinterbliebenen Löcher saugt sich die Nässe und der Fuß nimmt anbei gleich ein Schwimmbad.

Unsere Schuhe werden wir nun immer **abends** putzen. So kann das Fett schön einziehen, am nächsten Morgen noch ein kräftiges Überputzen und der Schuh strahlt in allen Farben. Ziehen wir abends die Schuhe aus, so stellen wir sie nicht zum Trocknen auf den heißen Ofen, sondern nach dem Putzen werden wir sie trocken lagern, d. h. wir stellen sie an einen Platz, an dem die Luft nicht feucht, aber auch nicht heiß, sondern verschlagen ist. Die Hitze macht die Schuhe spröde und rissig. Es ist zwar schön, wenn man einen angewärmten Schuh anzieht, kommt man dann aber in Regen oder Schnee, so werden wir an dem bald einsetzenden Quietschen unserer Stiefel die eindringende Nässe bemerken. Hierüber soll sich aber noch selten einer gefreut haben.

Nach Möglichkeit spannen wir unsere Schuhe über Nacht auch noch **auf Leisten**. Es brauchen diese Leisten durchaus nicht in Luxusausfertigung angeschafft werden, sondern wir können sie uns selbst anfertigen. Für jeden Schuh schnitzen wir uns zwei Stücke Holz, eins setzen wir kunstgerecht in die Spitze des Schuhes, das andere in den Hacken. Dazwischen klemmen wir ein der Länge des Schuhes entsprechenden Stock und der schönste Leisten ist fertig.

Was nützen aber alle Vorbereitungen, wenn wir beim Laufen selbst nicht ebenfalls die Schuhe schonen würden. Wir müssen also das unnütze Schliddern und Scharren mit den Füßen lassen. Wem schlidderig zumute ist, sollte auf die Eisbahn gehen. Einmal schliddern stellt an unsere Schuhsohlen dieselben Anforderungen, als würden wir vier Wochen gewöhnlich laufen!

Nun noch ein kleiner Tip im Kampf gegen etwaige Kälte. Verschiedene sind der Ansicht, je mehr man anzieht, desto weniger friert man. Dies mag für unsere gewöhnliche Bekleidung zutreffen, nicht aber für unsere Schuhe und Strümpfe. Es ist nicht richtig, wenn man soviel als möglich Strümpfe übereinander anzieht. Im ersten Moment hält sich der Fuß angenehm warm. Dann dringt aber doch die Kälte durch, und da der so fest eingepackte Fuß nicht ausatmen kann, bleibt die Kälte im Schuh und die sogenannten „Eisbeine" sind da. Anders ist es, wenn man nur ein paar dicke Strümpfe anzieht, darum eine ordentliche Lage Zeitungspapier wickelt und in den Schuh selbst eine dicke Pappe einlegt. Hier kann die Kälte erst mal schwerer durch, ist sie aber doch durchgedrungen, kann der Fuß doch noch geregelt ausatmen und die Kälte wird nicht so schwer empfunden wie bei drei Paar Socken.



Köpfchen, mein Junge, Köpfchen!

Wir stellen hier eine neue Geländedienstaufgabe, an der ihr euch alle wieder beteiligen sollt. Es sind vor allen Dingen eure Kenntnisse in der Kartenkunde, die wir dieses Mal auf die Probe stellen wollen. Hoffentlich gelingt euch die Lösung der drei verlangten Fragen, ohne daß ihr die Zeichenerklärungen in euren Geländedienstbüchern zu Hilfe nehmen müßt. Die Antwort schickt ihr bis zum 15. März an die Schriftleitung der „Jungen Welt", Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, ein. Als Preise und Auszeichnung für die besten Lösungen setzen wir wieder 10 Jahrbücher „Jungen – eure Welt" aus. Nun, gleich frisch heran an die Gripsmassage!

Das ging mit dem Neuen nicht mehr so weiter. Jetzt fehlte er in den drei Wochen, die er hier in Schweina wohnte, schon zweimal unentschuldigt. Und überhaupt, die Jungen der Kameradschaft 8 hielten nicht viel von ihm, denn bis jetzt hatte der Neue noch nicht bewiesen, daß er ein Kerl war! Also wollten sie ihn auch nicht mit auf ihre Wochenendfahrt nehmen, die im März steigen sollte. Der Kameradschaftsführer jedoch sagte, es ginge nicht an, daß sie einzelne aus der Gemeinschaft ausstoßen würden – aber – da der Neue am letzten Dienstabend vor der Fahrt nun fehle und so von den Vorbereitungen, die sie jetzt treffen wollen, nichts höre, habe er einen anderen Gedanken und eine tolle Idee, bei der sie zugleich die Kenntnisse des Neulings in der Geländekunde feststellen könnten. Und als er nun seinen Jungen diesen Plan entwickelte, da waren alle hellauf begeistert und mächtig gespannt, wie der Neuling diese Aufgabe anfassen würde.

…it Genehmigung des Reichsamtes für Landesaufnahme

…chnitt aus dem Meßtischblatt 1: 25 000 Nr. 2992 Ruhla



Walter Hager, der vor einigen Wochen hier in die Stadt gezogen war, ärgerte sich jetzt eigentlich. Gewiß, er wäre nur allzu gerne zum HJ.-Dienst gegangen, doch sein Vater hatte ein Baugeschäft und da ein Teil der Angestellten eingezogen war, mußte er nun des Abends noch bei der Buchführung mithelfen. Als er nun von der Wochenendfahrt hörte, wollte er natürlich sofort mit. Seine Kameraden aber schüttelten den Kopf, sahen ihn über die Schulter an und sagten, ein Dienstschwänzer müsse auch bei Fahrten zu Hause bleiben ... Und wo die hinginge, das verrieten sie ihm erst recht nicht ...

Das hatte er nun davon. Mißmutig und allein verbrachte er den Samstagabend zu Haus und nahm sich vor, am andern Morgen bis zum Mittagessen zu schlafen ...

Da brachte ihm der Briefträger am Sonntagmorgen in aller Frühe einen Brief mit der Aufschrift „Eilt sehr". Aufgeregt und hastig riß er den Umschlag auf. Erstaunt las er:

„Lieber Kamerad Hager!

Wir sitzen in einer Pfundsstimmung zusammen und möchten, daß auch Du noch einige Stunden hier bei uns erlebst. Komm deshalb auf dem schnellsten Wege zu uns!

Wo wir sind? Nun das verraten wir Dir nicht. Wenn Du aber nicht auf den Kopf gefallen bist, dann wirst Du es dem beiliegenden Geheimschreiben, zu dem eigentlich nichts weiter gehört als ein wenig Kartenkunde und Beschlagenheit, entnehmen können.

Also paß auf:

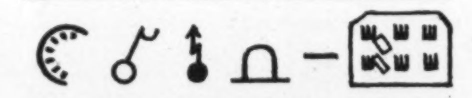
Von der O+ in Schweina aus gehst Du über den Marktplatz durch eine der Straßen in östlicher Richtung und gelangst so auf die Fernverkehrsstraße, die nach — . . . . — — . . . — . . . . — . . . . — . . . . — . . . — . führt. Du gehst in (N O S W) Richtung und wirst so nach etwa einer Stunde an eine

Sofia—Buenos Aires—Port-au-Prince—Oslo—Budapest—Haag—Ankara—Reval—Bukarest—Helsinki—Montevideo—Port-au-Prince—Bukarest—Budapest Managua—Athen—

kommen. (Um dieses Rätsel zu lösen, brauchst Du nur die Anfangsbuchstaben der Länder dieser Hauptstädte aneinanderzureihen.) Jetzt biegst Du in die erste Straße rechts ein. Da kommst Du zunächst am Bf. vorbei und dann an einer . . — . — — — . — . . . . — . . — . . . . Jetzt wirst Du merken, daß die Straße immer besser und breiter wird, und nachdem Du ein ganzes Stück längs der Bahn gegangen bist, gelangst Du an einen



Du gehst an ihm vorbei, läßt ihn rechts liegen und kommst wieder auf eine Hauptverkehrsstraße. Du gehst jedoch nur wenige Meter auf dieser Straße in südwestlicher Richtung, bis Du an einen Feldweg gelangst, der Dich durch eine nasse Wiese an den

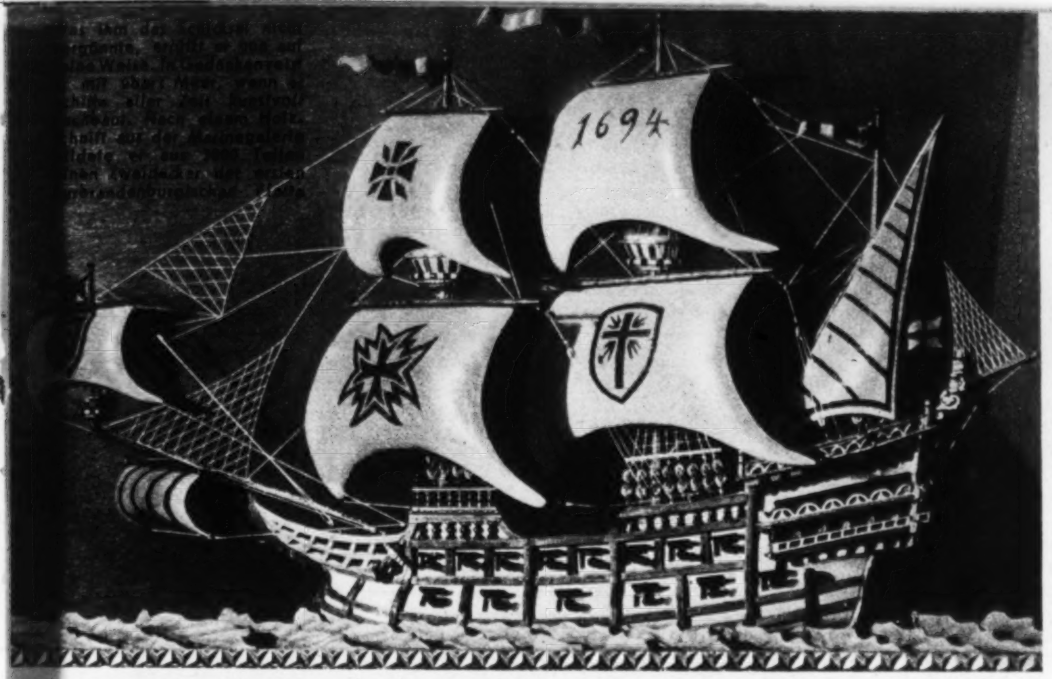


führt. Nun folgst Du ihm, gehst nach Süden bis er einen scharfen Knick nach Westen macht. Jetzt wendest Du Dich ostwärts und gehst auf dem Waldweg durch den Laubwald talabwärts. Hier wirst Du bald irgendwo Rauch aufsteigen sehen, denn sicherlich steht gerade dann unser Hordentopf auf dem Feuer.

Wir hoffen, daß Du nach dieser genauen Beschreibung zurechtfindest. Laß Dich durch einige falsche Angaben jedoch nicht täuschen."

Und wir hoffen auch von euch Lesern, daß ihr uns nunmehr an Hand der Karte folgende Fragen beantworten könnt:

1. **Wo ist die Kameradschaft 8?**
2. **Wieviel Kilometer hat Walter von der Kirche in Schweina aus bis zum Ziel zu gehen?**
3. **In dem Brief sind sechs grobe Böcke geschossen worden. Stelle diese Fehler auf der Karte fest und berichtige sie.**



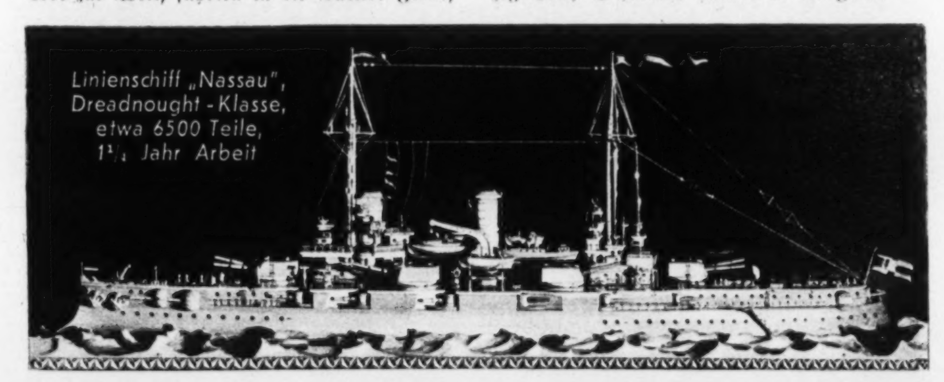
Ein Seemannstraum
und was daraus wurde . . .

Hat sie uns nicht alle schon einmal erfaßt, die große Sehnsucht nach der Ferne, nach der bunten Welt jenseits der Ozeane ...? Kam sie nicht zu uns, wenn wir auf einer Eisenbahnbrücke standen und uns fröhlich einhüllen ließen vom Dampf eines Zuges, der unter uns auf glitzernden Schienenbändern in die Ferne donnerte? Oder schlich sie nicht in unser Herz, wenn wir an einem Hafen saßen, neugierig die Schiffe beschauten und unsere Gedanken weithin wandern ließen zum Meer? Überfiel sie uns nicht, wenn wir einem Flugzeug nachsahen, das hoch über uns dahinbrauste ...?
Ja, was möchten wir nicht alles werden, nur um später ganz bestimmt reisen zu können: Seemann, Kapitän, Lokomotivführer, Flieger ...
Wenigen nur wurde diese Sehnsucht erfüllt. Die meisten bauten sich in der Heimat einen Hafen und Reisebücher voller Abenteuer, ein Globus oder ein Briefmarkenalbum wurden Tore zur Welt, führten in die lockende Ferne, bereicherten das Wissen um fremde Länder und Völker ....
Bis eine Zeit kam, da mehr Deutsche als je zuvor an den Schönheiten ferner Landschaften und Gestade teilnehmen konnten, weil der nationalsozialistische Staat seinen schaffenden Menschen eigene stolze Schiffe baute und sie auf KdF.-Reisen hinausführte in die weite Welt...
Auch Erich Schmudde, ein Stettiner Kind, wollte für sein Leben gern Seemann werden.



„Kreuzer Leipzig" geht nach 1½ jähr. Feierabend-Arbeit der Vollendung entgegen

Es kam nicht dazu: er wurde Arbeiter im Heringsgroßhandel. Wohl verband ihn auch dieser Beruf ein wenig mit dem Meer, denn die vielen tausend Fische, die täglich in die Lagerhäuser kamen, waren ja Boten des Meeres, zu dem seine Sehnsucht immer wieder hinauseilte. Und diese Jungenssehnsucht erfüllte er als Mann ganz auf seine Art ...
Am Feierabend, nach schwerer Tagesarbeit, zog Erich Schmudde hinaus in die Ferne –



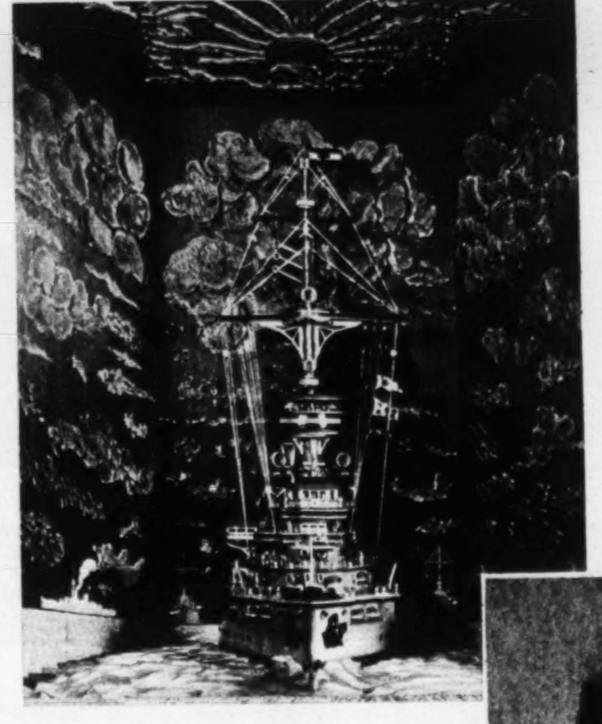
Linienschiff „Nassau", Dreadnought-Klasse, etwa 6500 Teile, 1½ Jahr Arbeit



Spähtruppunternehmen im Vorfeld des Westwalls

„Kompanie hat zu erkunden, ob Abschnitt Weihnachtsmann feindfrei. Freiwillige vor!" Ein Unteroffizier und fünf Mann meldeten sich.
Gegen Mitternacht lösten sich sechs Schatten aus dem Dunkel des Waldes, den die Kompanie besetzt hielt. Langsam krochen sie über das vereiste Rübenfeld, ängstlich darauf bedacht, nicht in eine der vielen zugefrorenen Pfützen zu treten. Jedes Geräusch konnte sie verraten, so glitten sie behutsam weiter und hielten nur von Zeit zu Zeit inne, um zu horchen.
200 Meter waren geschafft. Jetzt konnten sie das Kreuz, das sie vom Walde aus mit dem Fernglas beobachtet hatten, deutlich erkennen. Ob hier wirklich der Kamerad begraben lag, der bei einem früheren Spähtruppunternehmen vermißt worden war? Vorsichtig arbeiteten sich die sechs vorwärts. Jetzt war der erste am Kreuz, aber keine Inschrift und kein Hügel war zu finden. Ein abgebrochenes Stück Zaun, das von weitem wie ein Grabkreuz aussah, hatte sie genarrt.
Noch 400 Meter bis zum „Abschnitt Weihnachtsmann", einem schmalen Wäldchen, dessen Kronen von unserer Artillerie schon arg mitgenommen waren. Wie eine undurchsichtige dunkle Masse lag es vor den Männern des Spähtrupps. Drei Mann blieben als Rückendeckung zurück, einer näherte sich dem linken, ein anderer dem rechten Waldrand, während der Spähtruppführer den geraden Weg auf den Wald zu nahm. Beim Vorwärtsgleiten plötzlich ein Klirren. Halt – Stolperdraht! Ganz langsam krochen die drei unten durch, Pistole und Handgranate entsichert in den Händen. Dabei verloren sie den Waldrand keine Sekunde aus dem Gesichtsfeld. Bewegte sich dort nicht ein Schatten? Augenblicklich hielten sie inne. Nichts rührte sich. Weiter! – Da, ein Posten? Ganz deutlich hob sich eine schmale, schwarze Gestalt vom Buschwerk ab. Oder doch nur ein Baum? Beim Näherkriechen erkannten sie, daß ein astloser Baumstumpf sie getäuscht hatte.
Im Wald trafen sich die drei wieder. Jeder hatte die gleiche Feststellung gemacht: vor kurzer Zeit mußte das Waldstück noch besetzt gewesen sein, denn hier und dort fand man ausgebaute französische Unterstände, mit Decken und Zeltbahnen abgedichtete Blockhütten, und dort hing sogar noch eine alte französische Gasmaske mit einem langen Schlauch. Bald war der Wald durchschritten, davor dehnte sich eine Wiese, durch die sich ein breites Stacheldrahthindernis zog. Zufällig fanden die drei einen Durchschlupf, den vielleicht ein früherer deutscher Spähtrupp schon geschaffen haben mochte.
Verabredungsgemäß warteten hier die Soldaten auf ihre Kameraden, die ihnen beim Vorgehen den Rücken gedeckt hatten. Dann ging es wiederum zu dritt weiter vor, an ausgebauten MG.-Stellungen vorbei, durch Gräben und Schützenlöcher. An einer Strohmiete machten sie halt. Zur Rechten erkannten sie eine Straße, die nach früheren Erkundungen durch ein Minenfeld gesichert sein sollte.
Schon wollte man den Rückmarsch antreten, da plötzlich – ein Schuß! Ein französischer Posten an der Straße hatte gerufen und kurz darauf in Richtung auf die Kameraden, die als Rückendeckung am Stacheldrahthindernis geblieben waren, gefeuert. Der Spähtruppführer warf seine Handgranate und schoß mit der Pistole, dann ging es sofort zurück zum Hindernis.
Als die sechs schon längst wieder in ihrem Unterstand waren, tackte noch ein feindliches MG. hinter ihnen her, aber alle waren mit heiler Haut nach Hause gekommen. Aufatmend drückte ihr Kompaniechef den Männern die Hand.

Fritz Friedrich



Linienschiff „Elsaß" im Manöver, hergestellt aus 4000 Teilen

Panzerschiff „Lützow" wurde aus 7000 Teilen zusammengefügt

steuerte er aus dem Hafen seiner Familie und seiner Kammer in eine Welt, die er selbst errichtete, auf Schiffen, die er selbst erbaute! Und immer, wenn er mit geschickten und von der Liebe zur Sache beseelten Händen seine Schiffe baute — Schiffe aller Zeiten und Größen — reiste er in Gedanken weit über das Meer. Alle diese Schiffe gestaltete er maßstäblich genau 1 : 200 in Holz nach. So baute er aus vielen, vielen tausend Teilen in jahrelanger Arbeit eine schmucke Flotte ...

Da grüßt uns ein Zweidecker der kurbrandenburgischen Marine, den er nach einem Holzschnitt aus 3000 Teilchen kunstvoll erstehen ließ. Da wuchs in 1½jähriger Feierabendarbeit aus nicht weniger als 10 000 Einzelteilen der Kreuzer „Leipzig" heran; ein einziger Torpedosatz umfaßte schon 150 Holzteile. Und da sind neben vielen anderen Seefahrzeugen die Linienschiffe „Nassau" (fast 6500 Teile und 15 Monate Bauzeit) und „Elsaß" und das Panzerschiff „Lützow" entstanden.

Aber Erich Schmudde baute nicht nur Schiffe. Als ihm ein Freund, der viele Jahre draußen war, von der Südsee erzählte, rekonstruierte er aus 15 000 Einzelteilen eine Batakker-Siedlung auf Sumatra. Er gestaltete sie nach Photographien des Deutschen Kolonial-Vereins und war eifrig darum bemüht, daß sein Modell das Eingeborenendorf naturgetreu wiedergab. Jedes Häuschen wurde deshalb mühsam aus einer Unmenge von Grashalmschäften und feinen Strohfasern zusammengefügt und der Untergrund aus festgeleimtem Seesand, zerriebenem Moos, Erz und Quarz geformt.

Nur einige der von ihm in erstaunlicher Geduldsarbeit geschaffenen kleinen Kunstwerke hat Schmudde behalten und in seiner Kammer aufgebaut. Vieles hat er an Freunde verschenkt. Denn nicht der Besitz, sondern die Freude am Schaffen (und am Schenken!) machen ihn glücklich und lassen ihn weiterhin Schiffe bauen, auf denen er im Banne seines Jugendtraumes über die Meere fährt, bis ... Bis es dann Zeit zum Schlafen wird. Am anderen Morgen tritt er gestärkt wieder an seinen Arbeitsplatz, einer der Millionen unbekannten Schaffenden, die ihr Bestes einsetzen für Deutschlands Sieg. Für einen Sieg, der die Meere von den britischen Piraten befreien soll und weiten Platz schafft auch für unsere stolze KdF.-Flotte — für jene Schiffe, die unsere Feinde am stärksten hassen, weil sie lebendige Zeugen eines vorbildlichen Sozialismus sind, der ihren Imperialismus überwinden wird.

Unten: Erich Schmudde — ein Stettiner Arbeiter und Bastelkünstler — bei seiner steten Feierabendbeschäftigung



Unten: An diesem Modell eines Eingeborenen-Dorfes aus Sumatra, nach Fotos des Deutschen Kolonialvereins rekonstruiert, arbeitete Schmudde 1½ Jahre. Sämtliche Teile wirken durchaus materialecht



BRIEF AUS DER HEIMAT

An den Gefreiten

Karl Wicklmayr

Gott weiß, daß es die Prüfungen sind, die uns reinigen! Du schreibst von Deinem Kameraden, mit dem Du Dich zwei Stunden vorher um eine Kleinigkeit gestritten hast und der nun auf dem Heustoß in der Scheune liegt, die gebrochenen Augen in den Himmel gerichtet. Oh, er hat Deinen Jähzorn nun vergessen. Der Tod ist über ihn gekommen wie ein Naturereignis, und sein gutes Leben ist lautlos durch das kleine, blutüberkrustete Loch unter dem Stahlhelmrand entwichen. Und Du denkst nun nach und grübelst und bemühst Dich, für alle Ewigkeit besonnener zu sein. Wozu streiten? Am gleichen Stricke ziehn! Einander helfen! Dann ist der Tod nur der Refrain zum Lied vom guten Kameraden.

Wir hier in der Heimat haben diese großen Ereignisse nicht. Wir tun unsere Pflicht und warten. Morgen kann an uns der Ruf ergehen wie er an Dich und Deinen toten Kameraden ergangen ist. Heute aber stehen wir an unseren Plätzen, in den Stellungen der inneren Front und gehen in gleichem Schritt und Tritt.

Jawohl, das tun wir. Viel alter Zank ist begraben. Eine stumme Kameradschaft hat die Besten und die vielen Guten zueinander geführt. Es ist nicht die Rede von Heldentum und Hurra. Aber mit der gleichen Schweigsamkeit werden die kleinen und großen Kümmernisse hingenommen. Gibt es solche?

Nicht daß wir hungern müßten. Auch die Verdunkelung ist nicht der Rede wert. Aber da und dort ist ein Vater gefallen, fehlt ein Bruder, ein Sohn, ein Ernährer seiner Eltern. Und um die Heimgesuchten sammeln sich die andern und helfen. Bei uns in der Zeitung laufen täglich zwanzig oder dreißig Briefe ein und suchen einen namenlosen Soldaten, eine Feldpostnummer als Ziel gern gegebener Liebesgaben.

Das ist nicht der alte Patriotismus. Das ist eine neue, junge Regung, die man ruhig Sozialismus nennen darf. Weißt Du noch, guter alter Karl, als wir in der HJ., damals vor 10 oder 12 Jahren, das letzte Butterbrot teilten und zu fünft ein Glas Limonade tranken? Ja, damals waren wir schon auf dem Wege in diese Prüfung, die das ganze Volk heute bestehen muß! Damals gingen in jungen Herzen die Samen der Weltkriegskameradschaft auf, die lange Zeit verloren und vergessen schien in der Steinwüste der Gemeinschaftslosigkeit. Und heute stehen ihre Felder in Blüte und Frucht.

Vor ein paar Wochen war ich mit Kameraden auf einen Sprung draußen an der Front. Wir standen auf der Brücke in Kehl und sahen die Pflüge über die schmalen Oberrheinparzellen gehen. Wir spürten den Geist der Front und fühlten ihn überfließen in die Zuversicht der Heimat. Oben in Dätzingen, ein wenig über Stuttgart, übten Hitlerjungen, 14- und 16jährige, das Reglement der geöffneten Ordnung. Blaugefroren lagen sie in den Feldwachen und spähten nach Westen hinüber. Oben unter den Wolken zogen brummend wie böse Insekten sechs schwere Bomber rheinwärts.

Dann waren wir in einer Fabrik. Alles im Lot, sage ich Dir! Viel Ernst, aber auch viel Sicherheit. Jetzt im Krieg kann jede Fabrik eine Werkstatt des neuen Menschen sein. Drunten in Tirol warteten die Menschen auf ihre Brüder aus Oberetsch. Wir haben ein wenig in sie hineingehorcht und uns sagen lassen, daß sie Andreas Hofer in sich tragen. Willst Du noch etwas hören aus der Heimat, von uns, die wir noch warten?

Vielleicht noch dies, eine kleine Beichte: Neulich habe ich ein paar recht faule, schlechte Tage gehabt. Als ich wieder zu mir gekommen war, stand ich neben den abgerissenen Kalenderblättern wie Du neben Deinem toten Kameraden. Du hast Dich nur ein wenig gestritten. Ich aber habe versäumt zu leben, Chancen aufzugreifen, Pflichten zu erfüllen. Dein Brief hat mir einen rechten Schock versetzt. Aber es sind die Ereignisse, die uns reinigen!

Heil Hitler!
Dein alter Robert Krötz.

Die Leute mit Grips

Auflösung des Geländespiels aus dem vorigen Heft

Also das müssen wir euch schon sagen: die Beteiligung und vor allem die vielen richtigen Lösungen übertrafen selbst unsere kühnsten Erwartungen. Wir freuen uns, daß ihr euch die Mühe gemacht habt, und einmal auf Jagd nach den 15 Böcken gegangen seid. Heute sollt ihr nun zunächst einmal die Fehler, die in dem Bericht steckten, erfahren:

1. Beim Feststellen der Himmelsrichtung mit der Taschenuhr richten wir den k l e i n e n Zeiger auf die Sonne und halbieren den Winkel zwischen dem kleinen Zeiger und der Zwölf, das ist dann die Südrichtung.

2. Es ist vorher gesagt worden: „Es war an einem Sonntag m o r g e n", also kann die Sonne nicht schon wieder von Süden nach Westen wandern.

3. Es ist vorher vom Meßtischblatt die Rede gewesen. Das Meßtischblatt aber hat einen Maßstab von 1 : 25 000.

4. Falsche Maßstabberechnung. Richtige Maßstabberechnung: 1 Zentimeter auf der Karte = 100 000 Zentimeter in der Natur.

5. Es sind natürlich Tannen; Fichten haben eine rötliche Borke, die Zapfen hängen nach unten, und die Nadeln stehen ganz dicht.

6. Das sind keine Spuren von Hasen, sondern von Eichhörnchen.

7. Gegen die Sonne schätzt man niemals zu kurz, sondern immer zu weit.

8. Ein Melder wird niemals über ein offenes Feld laufen.

9. Die Meldung ist grundverkehrt. Eine Meldung, richtig abgefaßt, sieht so aus: 10.50 Uhr liegen etwa 30 feindliche Jungen in der Tannenschonung, die 500 Meter in nördlicher Richtung hinter dem Dorf Hildhausen liegt.

10. In einer Tannenschonung ist das Betreten für uns verboten, also kann da auch nicht der Feind liegen.

11. Falsche Zielansprechung. Lebende Ziele werden nie angesprochen, sondern nur feststehende.

12. Falsches Anschleichen. Man schleicht niemals mit lautem Geschrei an.

13. Im Winter gibt es keine wogenden Getreidefelder.

14. In einer Tannenschonung kann man sich nicht mit Grasbüscheln tarnen; außerdem geht man nicht aufrecht.

15. Wie kann man in einer Tannenschonung von Bäumen aus Schneeballschlachten machen? Außerdem kann man auf Bäumen auch keine Schneebälle kneten.

So viele richtige Lösungen sind uns eingegangen, daß wir den Eindruck bekommen haben: ihr seid geländekundlich wirklich auf Draht.

Leider können wir nicht all den vielen, die eine richtige Lösung einschickten, den Buchpreis zuteilen. Hier mußte das Los entscheiden. Und das Los entschied für folgende Kameraden:

Soldat K o l z e n b u r g (Bitte Adresse an uns schicken!); Norbert S c h m i t z, Münster; Hellmut L a n g e n s t e i n, Coburg; Fritz M i t t m a n n, Lauban (Schles.); Rudolf B a r t l i c k, Berlin; Friedrich Wilhelm S c h r ö d e r, Stöcken bei Uelzen; Paul W e r n e r, Berlin; Johann L e p s c h y, Geisleiten (Oberdonau); Hermann F r e u d e n b e r g e r, Ulm a. d. Donau; Ewald M ü l l e r, Laufenburg (Baden).

All die anderen vielen Kameraden, denen dieses Mal das Glück nicht hold war, mögen auch bei unserer neuen Aufgabe ihren Grips wieder anstrengen und nicht den Mut verlieren. Auf zu neuer Gripsmassage.

Tagebuchblätter eines HJ-Führers im Kriege

Seit Ausbruch des Krieges stehen eure aktiven Führer unter den Waffen. Trotzdem aber wird der kriegsmäßige Einsatz und die vormilitärische Ausbildung der HJ. nicht durch die Abwesenheit unserer besten Führer beeinträchtigt. Das ist natürlich nur möglich durch die Verantwortungsfreudigkeit, Einsatzbereitschaft und Pflichterfüllung der jüngeren Führer, die hier in der Heimat die Einheiten der HJ. weiterführen. Das folgende Tagebuch zeigt uns, mit welchem Geist unsere K-Führer arbeiten.

27. August. Mitten in der Nacht schrillt die Haustürschelle. Der Briefträger bringt zwei Telegramme. Aufgeregt und mit zittrigen Händen öffnet Mutter, die an die Tür gegangen ist, die Umschläge. Mein Vater und mein großer Bruder müssen sich sofort zum Heeresdienst stellen. Es ist eine aufgeregte Nacht. Eilig werden die kleinen Reservistenkoffer gepackt. Vater ist ganz ruhig. Er ist vier Jahre im Weltkrieg gewesen, hat vor einigen Wochen als Korporal eine Übung gemacht, und nun tut er so, als sei es ganz selbstverständlich, daß er morgen früh wieder einrücke. – Fritz ist erst im Frühjahr von seiner zweijährigen Dienstzeit entlassen worden, er sagt, daß er gern und freudig wieder den grauen Rock anziehe... Wir Geschwister spielen in dieser Nacht nur Nebenrollen. Als Vater und Fritz aus dem Haus gehen und wir alle die Treppen hinunterpoltern, sieht uns unten im Flur der alte Herr Guterlein: „Nun," sagt er erstaunt, „seit wann gehen Sie denn mit solch einem Allotria zur Arbeit?" – Da meint Vater: „Zur Arbeit? – Ja, es ist wohl eine ganz besondere Arbeit, zu der wir nun gehen..." Er drückt mir fest die Hand und sieht mich recht ernst an: „So... Dieter... und du nimmst jetzt hier zu Haus meine Stelle ein, verstanden?... Hilf vor allen Dingen der Mutter..." Wenn Vater wüßte..., denke ich... Ich habe mir nämlich fest vorgenommen, mich sofort freiwillig zu melden...

*

1. September. Heute morgen heult auf unserm Werk plötzlich die Sirene. Ich springe gleich von meinem Büroschemel auf und schaue nach, was los ist. „Arbeit einstellen". – „Alles sofort in den Gemeinschaftsraum. – Der Führer spricht."

„Seit 5.45 Uhr wird widergeschossen." – Es ist Krieg. Von der Führerrede sind wir alle begeistert. Kaum sind jedoch die Nationalhymnen verklungen, da steht jeder schon wieder an seinem Arbeitsplatz und schafft.

Jetzt, wo ich den Führer gehört habe, steht mein Entschluß endgültig fest... „Ich bin der erste Soldat meines Volkes", sagt der Führer ... Und ich? Soll ich etwa zu Hause bleiben? Soll zusehen, wie all meine Kameraden aus der HJ. und dem Betrieb draußen an der Front stehen? Mit welcher Begeisterung habe ich die Weltkriegsbücher gelesen! Ich halte das hier zu Haus einfach nicht mehr aus.

*

2. September. Auch hier bei uns in der Stadt sind nun die Freiwilligen-Meldestellen eingerichtet worden. War heute gleich auf dem Wehrbezirkskommando. Erlebte aber eine bittere Enttäuschung. Leider könne man uns vorläufig noch nicht gebrauchen... Später benötige man auch noch Leute... Meine Freiwilligenmeldung sei jedoch angenommen...

Ich habe jetzt zu nichts mehr Lust. Den ganzen Tag höre ich nur noch die Nachrichten. Wie schade, daß ich nicht dabei sein kann. Ich komme mir hier zu Hause vor wie ein Drückeberger.

*

3. September. Heute wieder der erste HJ.-Dienst. Was hat es denn überhaupt noch für einen Sinn, in dieser Zeit gewöhnlichen Alltagsdienst zu machen? Ich fühle mich richtig überflüssig. Vor dem eigentlichen Dienst eine Führerbesprechung. Unser Gefolgschaftsführer teilt uns mit, daß auch er in einigen Tagen einrückt. Als Führer der Schar 1 werde ich zum K-Gefolgschaftsführer eingesetzt. Dann spricht der K-Führer unseres Bannes. Spricht von wichtigen, kriegswichtigen Aufgaben, die wir als HJ. nun erfüllen müßten. Einbringung der Ernte... Ausbildung von Luftschutzgruppen und Feuerwehrscharen ... Einsatz von Meldefahrern... Sammeln von Altmaterial... und so geht das weiter. Lauter dringende Aufgaben, bei denen es an uns liegt, sie zu bewältigen.

Ich bin jetzt auf einmal Gefolgschaftsführer. Soll statt 50 nun 150 Jungen führen! Soll... doch es ist jetzt keine Zeit, um lange Überlegungen zu halten, es ist auch keine Zeit, um große Einführungsreden vor den Jungen zu schwingen. Nein, das geht alles blitzschnell. Der alte Gefolgschaftsführer verabschiedet sich, und ich marschiere gleich mit den Jungen los, um auf dem Güterbahnhof mit der Gefolgschaft einige tausend Reservistenkoffer zu verladen.

Im ersten Augenblick hatte ich mich wohl gefragt, ob die Gefolgschaft mir jetzt auf einmal so bedingungslos gehorchen würde und ob ich überhaupt in der Lage wäre, 150 Jungen zu führen. Doch es herrscht ein Geist in der Gefolgschaft, wie ich ihn noch nie bemerkt habe. Es ist eine ganz neue Freudigkeit, mit der die Jungen nun ihren Dienst anfassen.

Das Gefühl, überflüssig zu sein, ist bei mir verschwunden.

*

20. September. Seit 14 Tagen sind wir in Drüpplingsen einquartiert. Stehen jeden Tag von morgens bis abends auf den Feldern und buddeln Kartoffeln. Wir waren alle begeistert, als es hieß: „Ihr kommt aufs Land," und in den ersten Tagen machte die Arbeit bei den Bauern einen Mordsspaß. Doch wer gedacht hat, daß diese Tage hier draußen eine Erholung und Sommerfrische würden, der hat sich schwer geirrt. Es ist des Morgens schon mächtig kalt, die Finger werden klamm und steif, der Rücken schmerzt, daß viele nur



noch auf den Knien vorwärtsrutschen und dazu regnet es manchmal in Strömen. Da wird manch herzlicher Fluch ausgestoßen und das Strohfeuer einer falschen Begeisterung verbrennt hier schnell. Trotzdem aber beißt jeder von uns die Zähne zusammen und — wir haben es geschafft. Kartoffeln und Rüben sind zur vollen Zufriedenheit der Bauern eingebracht worden. Gerade als wir alle zusammen — wir Jungen aus der Stadt, die Dorfjungen und selbst die alten Bauern, singen „Eh, daß der Bauer untreu wird", da kommt eine Sondermeldung durch den Rundfunk: Warschau hat sich ergeben.

Viel haben wir in diesen Tagen erlebt. Nur ein Erlebnis will ich schnell noch aufschreiben: Heinz, der in der Stadt die höhere Schule besucht, kam in den ersten Tagen nie so recht mit. Er wurde von uns beim Buddeln immer überrundet und bei all den Arbeiten hier auf dem Lande war er der letzte. Einen Abend hatten wir ihn schwer aufgezogen. Alle zeigten ihm die Reihen, die er zurückgeblieben war und foppten ihn als „gelehrigen und bebrillten Pennäler". Am andern Morgen fehlte Heinz jedoch plötzlich beim Antreten. Ich konnte mir das nicht erklären.

Als wir auf das Kartoffelfeld kamen, sahen wir, wie ganz einsam und verlassen Heinz seine rückständigen Reihen Kartoffeln buddelte. Er war zwei Stunden früher aufgestanden und mit einem leeren Sack auf die Felder gegangen.

Von jenem Morgen an hat ihn keiner mehr aufgezogen.

*

2. Oktober. Ich staune, wie weit der Einsatz der gesamten HJ. doch geht. Als ich nach Haus komme, sehe ich voller Überraschung, daß meine kleine Schwester auf einmal Strümpfe stopft. Früher hat sie sich eigensinnig dagegen gewehrt. Jetzt stopft sie Socken für die Soldaten. In der Straßenbahn schlage ich bald lang hin, als mich meine große Schwester plötzlich auffordert, mir einen Fahrschein bei ihr zu lösen. Ich glaube, nicht recht zu sehen, doch es ist tatsächlich so: Meine Schwester ist Straßenbahnschaffnerin geworden. Wir ziehen morgen mit der Spielschar ins Lazarett, um vor verwundeten Soldaten zu singen.

*

14. Oktober. Altmaterialsammlung. Ungeheure Berge von Rohmaterialien stapeln sich auf dem Platz vor unserem Gefolgschaftsheim. Der Erfolg ist noch nicht zu übersehen. Des Mittags entdecke ich zwischen all dem Gerümpel einen noch einigermaßen erhaltenen Schallplattenapparat. Gegen Abend muß ich jedoch die traurige Feststellung machen, daß der Apparat nicht mehr da ist. Verflixt, sollte etwa einer von uns den Apparat mitgenommen — ja vielleicht gestohlen haben? Ich nehme mir vor, beim nächsten Dienst die Sache genau festzustellen.

*



15. Oktober. Heute kommt Werner plötzlich auf die Gefolgschaftsdienststelle und bringt einen Schallplattenapparat. Er hat ihn tadellos wieder fertig gebastelt und spielt uns nun irgendeine Platte vor. Noch heute will er den Apparat an seinen Vater schicken, der irgendwo am Westwall in einem Bunker liegt. Ich schäme mich, unter meinen Jungen einen Dieb vermutet zu haben.

*

21. Oktober. Am Abend besucht uns auf einmal die Frau des Hauptmanns, in dessen Kompanie mein Vater ist. Der Hauptmann hat nach Haus telegraphiert, daß der Transportzug auf seiner Fahrt von Polen nach dem Westwall auch durch den Bahnhof unserer Stadt rolle und sogar einige Minuten Aufenthalt habe. Die Frau des Hauptmanns ist nun noch hinaus in die Nacht gelaufen, um alle ihr bekannten Familien zu alarmieren. Da ist bei uns natürlich die Freude groß. Selbstverständlich sind wir alle noch spät in der Nacht auf den Bahnsteig gezogen. Und es war nicht umsonst. Der Zug hielt wirklich, und es war fast wie ein Traum, daß Vater nun auf einmal wieder bei uns war und ein paar Worte mit uns wechseln konnte. Doch dann kam plötzlich wieder der Befehl „Einsteigen!" und der Zug rollte aus der Halle. Auf dem eben noch von Lärm durchtosten Bahnsteig war es ganz still geworden. Und dann sagte mein kleiner Bruder, als ob es gar nicht anders sein könne: „Jetzt fährt der Vater für uns zum Westwall."



*

5. November. Ich bin nun schon viele Jahre in der HJ. und schon lange Zeit als Führer. Doch ich glaube, nie ist der Dienst mit größerer Begeisterung und größerer Bereitschaft und Einsatzfreude angefaßt worden wie in diesen Kriegsmonaten. Vor allen Dingen ist es die vormilitärische Ausbildung, die unseren Jungen solche Freude macht. Die Ausbilder von der Wehrmacht geben sich die größte Mühe, und ich glaube, auch ihnen macht es Spaß, mit solchen Kerlen zu schießen, im Sandkasten Schlachtenpläne zu entwerfen oder die richtige Ausnutzung des Geländes zu lehren.

Heute morgen haben wir die erste Geländeübung gemacht. Ich habe den Eindruck, als wenn jeder von uns am liebsten einen richtigen Stahlhelm und ein Gewehr hätte, um „vorne" mit dabei sein zu können.

*



16. November. Frontsoldatenheimabend. Unser Bannführer ist im grauen Rock zum Heimabend gekommen und erzählt vom Feldzug in Polen. Dieser Heimabend stellt an uns alle eine Frage: „Wie können auch wir uns hier in der Heimat einsetzen und genau so unsere Pflicht erfüllen, wie unsere Kameraden an der Front."

Keiner von uns Jungen sollte sich um diese Frage herumdrücken.

*

20. Dezember. Ich komme immer seltener zu Aufzeichnungen in meinem Tagebuch. Besonders die letzten Wochen fanden uns im täglichen Einsatz. Wir haben Kohlen und Schnee geschippt, haben Feldpostpakete zu Weihnachten an die Kameraden draußen an der Front verschickt, sammelten bei klirrender Kälte Stöße von Büchern und stehen jetzt bei Schneegestöber auf den Straßen und sammeln für das Winterhilfswerk.

Vor einigen Tagen kamen wir mit kohlenrabenschwarzen Händen und schmutzigem Gesicht vom Kohlenschippen wieder. Es war eine klirrende Kälte, der Schnee lag in zusammengekehrten Haufen, und der Atem wehte in einer weißen Fahne vor uns her. Wir sprachen darüber, wie es bei diesem Wetter wohl unseren Vätern und Brüdern an der Front ginge, und einer von uns sagte zu Heinz: „Mensch, dein Vater hat es gut, der sitzt in einem warmen Büro und hat es nicht nötig, bei Eis und Kälte draußen zu stehen." — An der nächsten Straßenecke sahen wir dann auf einmal zwei SA.-Männer, die mit der Sammelbüchse klapperten und für das WHW. sammelten. Da sagte Heinz: „Seht ihr, da vorne, der Große, das ist mein Vater!" So tut heute jeder seine Pflicht!

*

6. Januar. Endlich ist es soweit! Auf Grund meiner Freiwilligenmeldung habe ich heute meinen Stellungsbefehl erhalten! In einigen Tagen muß ich zur Fliegertauglichkeitsprüfung. So werde auch ich Soldat!

Ich freue mich mächtig.

*

15. Januar. Heute bekam ich einen Brief aus meinem Heimatort. Horst hat die Führung der Gefolgschaft übernommen! Er wird es sicher schaffen und seinen Jungen ein guter Führer sein. Das weiß ich ganz bestimmt!


Wildenstein bei Beuron

Burg BASTEI Befestigte Zone

Warum stürzten die Burgen und warum ist der Westwall unbezwinglich?

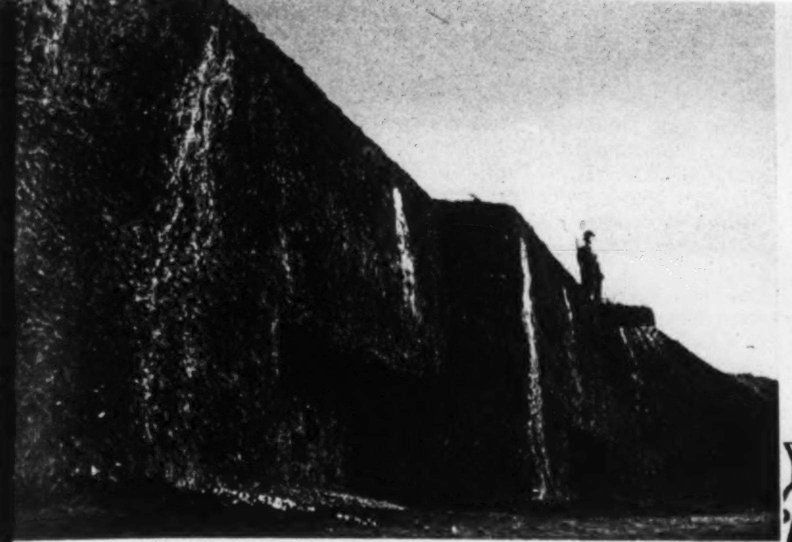
Über den Hof rennen zwei Jungen — der erste ist bleich, der hinter ihm zorngerötet. Der Kleine vorn überlegt gerade, daß seine Beinchen ihn kaum mehr weit tragen werden. Halt, denkt er, ruhig bleiben! Was kann der Kerl dir antun? Er kann dich schlagen, kann dich niederringen und schließlich mit Steinen werfen ... Allerhand, aber weiter auch nichts. Und darum erspäht er schlau die offene Luke zum Heuboden, saust die Treppe rauf und knallt den Lukendeckel zu. Schon ist er gerettet und lacht höhnisch durch die Bretter ...
Dieser Junge hat den richtigen Zug zu einem guten Soldaten. (Obwohl er vor dem Größeren flieht.) Er denkt nämlich und handelt nach seinen Überlegungen. Er hat des Gegners „Waffen", hat sein Können überdacht und seinen Zufluchtsort so eingerichtet, daß der Große ihn mit seinen Waffen nicht erreichen konnte. Das ist die Grundlage des Festungswesens. Jede Waffe ist in ihrer Wirkung natürlich begrenzt, und gegen Angriff gibt es Verteidigung. Spannend ist es nun, im Fluge durch die Geschichte zu sehen, wie die Waffen den Krieg bestimmt haben und wie Angriff und Verteidigung das Befestigungswesen entwickelten ... Wollen wir mal?

Jenseits 300 Meter in Sicherheit!

Nicht anders als unsere beiden Jungen steht der Urmensch in seinen Waffen vor uns: vielleicht benutzte er die Zähne voll Wildheit zum Nahkampf — sicherlich kämpfte er mit Fäusten, Ringegriffen, mit Steinen, Knüppeln, angespitzten Stöcken und Speeren und schließlich mit Pfeil und Bogen. Das ist immerhin schon eine ganz gute Waffenauswahl! Aber weit reichten alle diese Waffen nicht, und die Durchschlagskraft war auch nicht größer als eines Menschen Rippen und Schädeldach.
Darum war Schutz und Verteidigung gegen diese Waffen ziemlich leicht zu finden: im Nahkampf genügte der Schild (außer den eigenen Waffen) und — jenseits von 300 Meter gab es überhaupt keine Kampfwirkung mehr. Darum wurde jede Höhle zur Festung, jede Felsklippe und jedes Waldversteck.
Und so kommen wir zu der ersten Befestigungsform, die in der Urzeit entsteht und ihre Blüte im mittelalterlichen Rittertum findet, deren Burgen heute noch als Zeichen dieser Zeit von unsern Bergen grüßen. Das Ende aber ... doch davon später! Burgen haben aber nicht gleich am Anfang aller Kämpfe bestanden — nein, sie sind raffinierte Bauten, die viel Erfahrungen verwerten. Am Anfang aller Verteidigungsbauten steht die zufällige Sicherung durch Höhlen, steile Berge, Halbinseln und Waldesdickicht. Wie sehr Urwälder schützen können, scheint uns „Kulturwäldlern" unklar, man muß aber bei Cäsar mal nachlesen, wie er mit langem Gesicht den Germanen nachschaute, weil sie sich „in den Wäldern und Sümpfen verborgen hatten". Im Dickicht des Teutoburger Waldes erfüllte sich auch das Geschick des erobernden Römerfeldherrn Varus. Noch tausend Jahre später aber schützte der Böhmer Wald die Grenze der Bayernstämme, und jeder, der auch nur eine Rute aus dem Dickicht herausschnitt, wurde wegen dieser „Sabotage" mit dem Tode bestraft. Vom Leben der Urmenschen in Höhlen ist wohl jeder unterrichtet. Und wer die Bücher unserer Vorgeschichtsforscher kennt, findet so viel Namen von Fluchtburgen, daß wohl kaum ein Berg in Deutschland ohne alte Reste bleibt. Die Hauptstärke der Germanen zu Beginn der Römerzeit aber lag im Palisadenbau. Wie es uns die Funde an Ort und Stelle und die Schilderungen der staunenden Römerfeldherren beweisen, waren diese Mauern aus Holzbalken mit Erdschüttung dahinter so kräftig, daß die sieggewohnten und belagerungskundigen Römer fast immer nur durch Hunger solche Fliehburgen erobern konnten. Die Germanen aber lernten von den Römern den Gebrauch der Wurf- und Ramm-Maschinen, die Festungen zerbrechen sollten. Karl der Große hat die Sachsenburgen meist mit ihrer Hilfe einrennen können. Auf Karl und fränkischen Einfluß gehen dann schließlich die Pfalzen zurück, wie sie zu Aachen und Ingelheim entstanden und ähnlich in Goslar, Gernrode und Braunschweig heute noch stehen. Sie waren aber Verwaltungsbauten, keine Kampfanlagen.
Die Burgen aber, die wir so stolz und wehrhaft in unsern Landen thronen sehen, bekamen ihre Formung sowohl aus alten Künsten germanischer Baumeister, die durch Jahrtausende diese Bergspitzen befestigten, in letzter Vollendung aber durch die



Wien nach Merian 1649



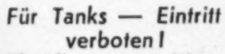
Auf der Wacht am Westwall. Drohend wachsen die gewaltigen Wälle aus Beton aus dem Boden des Grenzlandes. Hierauf halten unsere Feldgrauen Wacht für die Heimat

Vermischung aller kampftechnischen Erfahrungen in den Kreuzzügen. Was in Frankreich die Normannen geschaffen, in Konstantinopel die letzten Ostromkaiser errichtet, was in Syrien und Kleinasien die antiken Völker und die Araber gebaut hatten — alles dies ging als Erfahrung und Vorbild in die Burgenbauten ein. Die Burg war für Ritter und Landesfürsten so lebenswichtig, daß sie ständig „die neuesten Errungenschaften der Technik" daranwendeten, um für alle Zeiten sicher zu sein. Und so sehen wir denn die trutzigsten Kumpane in der Schar deutscher Burgen verwegen auf den steilsten Klippen thronen, von Mantelmauern an der schwächsten Stelle geschützt, durch Zugbrücken leicht zu trennen, vom hohen Bergfried als Beobachtungsposten überhöht und mit Brunnen und allem versehen, um Belagerungen auszuhalten.

Und dann dröhnte eines Tages vor des belagerten Ritters höhnisch lachenden Augen ein Feuerstrahl aus einer runden Röhre, die von Ochsen auf einem Wagen mühsam herangeschleppt war. Und ein Stoß fuhr der Burg in die Flanke, wie ihn kein Widder und kein Rammbock jemals so führen konnte ... Und nach ein paar solchen Schlägen stürzten die Mauern und stürzte die Herrlichkeit der Ritterzeit. Erst die Schutzwälle boten wieder Sicherheit.

Als sich jedoch später zwei Heere mit Kanonen und Musketen gegenüberstanden, trat doch die alte Frage wieder auf, ob und wie man sich nun gegen diese neue Waffe schützen könne... Vor allem die aufstrebenden Städte, deren Macht sich gerade mehrte, mußten solchen Schutz finden. Sie nahmen nicht ihre schlechtesten Köpfe dafür. In Deutschland war es beispielsweise Albrecht Dürer, der über Festungsbauweise viel nachgedacht hat. Vielleicht hat er mal eine zerstörte Burg gesehen und dabei bemerkt, daß die Steinkugeln aus den Kanonen erst dann ihre Macht verloren, wenn sie an den Trümmerwällen abprallten. Wälle, aufgeschüttete Erdmauern, mit Steinmauern nur noch auf der Krönung oder hinter dem Erdwall — das wurde der kennzeichnende Bauteil der neuen Festung, die man Basteien nennt. Und damit





Für Tanks — Eintritt verboten!

Überall an unserer Westgrenze im Verlauf des Westwalles versperren die langen Reihen unzähliger Betonklötze feindlichen Panzerwagen den Vormarsch in deutsches Land

Rechts: Wachtposten am Westwall

die bösen Kanonen weit von dem Innern der Städte und Festungen ferngehalten wurden, vermehrte man die Linien der Wälle und Bastionen. Wassergräben oder tiefe Schluchten wurden zwischen die Wälle gelegt. So entsteht durch Zusammenarbeit vieler tüchtiger Köpfe in Europa das System der Bollwerke und Kasematten, Facen und Flanken, Kurtinen und Ravellinen, der Brillen, Grabenscheren und Kontregarden, der Laufgräben und Gürtelwerke, alles Namen und Einzelteile in jenen künstlichen Figuren darstellend, wie sie uns auf alten Städtebildern aus jenen Zeiten zwischen 1600 und 1800 erscheinen. Weil auch die Verteidiger Kanonen auffahren wollten, mußte der Hauptwall oben breit sein und mußten auch die Türme eine breite Plattform bekommen, so daß sie sich schließlich zu „Bastionen" im Zuge der Umwallung erniedrigten und nur noch eckig und „flankierend" aus der Wallfront hervorsprangen ... Weil aber die tüchtigen Köpfe zugleich Festungsbauer und Meister der Belagerung waren, so entwickelte sich das bastionäre System in Dutzende von Sonderformen, die zum Teil auch von der Natur des Landes und sogar künstlerischen Gefühlen bedingt waren. Bis 1850 aber wurden Änderungen im Grunde nicht getroffen, weil das glatte Geschütz seine Reichweite nur auf etwa drei Kilometer erweitern konnte. Jenseits dieser Zone war völlige Sicherheit.

1850 brachte dann die erste Erschütterung in das alte System, jedoch keine Umwälzung, weil das gezogene Geschütz die Schußweite zwar erheblich verbesserte, in ihren Geschossen aber bei den alten Formen und der Schwarzpulverfüllung blieb, so daß die alten Kasematten von Paris noch während des ganzen Krieges 1870/71 standhielten und die Festung erst durch lange Belagerung niedergezwungen werden konnte.

Ganz fortschrittlich und unüberwindlich wie die letzten Ritter kamen sich daher die Festungsbauer Frankreichs, Rußlands und Belgiens vor, als sie kurz vor dem Weltkriege ihre alten Festungen „modernisieren" wollten und dabei die modernen Schutzstoffe Beton und Stahl als Deckenbelag und Panzerkuppeln anwandten. Heimlich mögen sie dabei schon an die vor dem Weltkrieg neu aufkommenden Sprenggranaten gedacht haben ... aber erst mal sehen ...!

Und so standen die Festungskommandanten in Belgien, Russisch-Polen und Frankreich ähnlich wie die Burgherren den ersten Kanonen gegenüber, lächelnd und überzeugt von ihrer Sicherheit, als die Deutschen im ersten Ansturm des Weltkrieges 1914 vor ihre Tore rückten. Aber Blässe und Entsetzen packten sie, als die Sprenggranaten aus den 42er Mörsern wie Riesenfäuste alles zerschlagend durch die Panzerkuppeln in Maschinenräume und Mannschaftsstuben fuhren. Lüttich, Namur, Antwerpen, Brest-Litowsk, Maubeuge — das sind Namen aus dem Untergang eines Festungssystems, an dessen Anfang einst Albrecht Dürer stand.

Die völlige Unmöglichkeit, so jemals wieder weiterzubauen, wurde dann im weiteren Verlauf des Weltkrieges, vor allem seit dem Aufkommen des Flugzeugs, des Panzerwagens und der Gedanken des totalen Krieges deutlich gemacht.

Gegen den Westwall ist keine Waffe zu finden!

Wir dürfen, denkende Soldaten, die wir sein wollen, also nicht sagen: das Festungssystem vom Lüttich und Namur war schlecht, nur weil es später gefallen ist. Es war das Beste, was es damals gab, und bei seinem Bau haben die Schöpfer mit den Schutzmitteln Beton und Eisen sogar zukünftige Waffen in Rechnung gezogen.

... Und so steht also der Feldherr der Jahre nach dem Weltkrieg auf demselben Punkte wie einst Albrecht Dürer, nämlich: aus den Erfahrungen mit neuen Angriffswaffen ein ganz neues Verteidigungs- und Schutzsystem für sein Land zu schaffen. Frankreich, das sogar ein zerschlagenes Deutschland fürchtete, ging gleich nach Kriegsende schon an die Errichtung eines neuen Festungssystems, das der Kriegsminister Maginot schließlich aus Teilen des alten französischen Systems der festen Städte zusammenfügte. Diese Maginot-Linie, die bis 1928 in ihrem Grundriß fertig wurde, ist freilich ganz etwas anderes als die Forts des Weltkrieges. Die Kampfstände sind in die Erde eingebettet, haben noch tiefer in der Erde die Räume für Material und Mannschaften, vor allem aber sind die Schußbahnen nach dem Grundsatz des flankierenden Feuers eingerichtet und ziehen alle neuartigen Angriffswaffen in Rechnung.

Eine Aufgabe aber hat diese Festungslinie schon verloren, das ist der Ausfall nach Deutschland. Die entmilitarisierte Zone am Rhein gab Frankreich Gelegenheit, aus der sicheren Festungszone Truppenmassen im Blitzangriff durch ungefährdetes Aufmarschgelände tief in deutsches Kernland hineinzustoßen . . . Dem hat Adolf Hitler bereits 1936 einen Riegel vorgeschoben. Deutsche Soldaten besetzten die Rheinzone, und feste Stellungen entwickelten sich im deutschen Grenzgelände vor der Maginot-Linie.

Der kräftigste Gegenschlag und die Überflügelung der Maginot-Linie aber folgte 1938 durch des Führers Auftrag, den Westwall zu bauen. Damit entstand, 20 Jahre nach Ende des Weltkrieges, also voll ausgereift in seinen Grundlagen und Erfahrungen und am Abschluß der deutschen Wehrhaftmachung, an der Westgrenze etwas ganz Neues im Gebiet des Festungswesens — genialer als weiland Dürers Bastion-Entwürfe — die vollendete Verwirklichung einer befestigten Zone!

Wie eine einheitliche Festungsmauer — aber ungezählte Kilometer dick und bis zur höchsten Reichweite größter Flak-Geschütze hinaufreichend — wirkt dieser deutsche Westwall, dessen Name also richtig gewählt ist. Und dennoch — unzerstörbar für Granaten und Bomben noch so unerhörten Kalibers liegt diese „Mauer" da, weil ihre Kampfnester, die Bunker und Kuppeln so gut getarnt und so winzig klein in diesem weiten Gelände verstreut liegen, an Höhen geschmiegt und zwischen Felsen versteckt, an Waldrändern verborgen und von Brombeeren überrankt — daß die Artillerie eigentlich „auf gut Glück" schießen muß. Und wenn sie trifft, so schlägt's immer noch nicht durch, wie jene Bunkerbesatzung bewies, die zu Anfang dieses Krieges einmal 80 Schuß auf ihrer Deckung zählen konnte, ohne daß auch nur der Kanarienvogel in seinem Bauer zu singen aufhörte ... Und neben dieser Bunkermauer ziehen sich noch andere Sperrlinien längs der Grenze: der alte Graben stand wieder auf — allerdings breiter geworden und mit steileren Ufern ... er fängt jetzt Tanks und läßt sie nicht mehr heraus. Gegen Panzer ziehen sich auch seltsame Höckerhindernisse wie Stachelbänder durch geeignetes Gelände. Unsichtbar im Boden lauern Minenfelder auf jeden unbefugten Tritt oder Druck eines Gefährts. Und gegen Menschen zieht sich der künstliche Verhau, ein „Bannwald" aus Stacheldraht, über jede begehbare Stelle ... Alles dieses Bauwerk ist aber noch harmlos gegen die Feuermauern und tödlichen Strahlen aus Geschützen, Abwehrkanonen, Maschinengewehren und Gewehren, die aus allersicherster Stellung mit allerbestem Schußfeld und flankierender und sogar überschneidender Wirksamkeit ihr Feuer versenden, wenn der Feind so nahe herankommen sollte. Gewiß, es kann sein, daß der eine oder andere Bunker ausfällt. Dann tut der andere und der dritte noch ebenso dessen Aufgabe mit wie vorher. Weil es nämlich solcher Bunker viele Tausende sind und jedenfalls weit, weit mehr als in der Maginot-Linie! Wenn aber einer von euch an die Luftgefahr denkt, so soll er hören, daß alle diese Kampfstellungen nach oben sehr gut getarnt sind und daß hinter dem Westwall noch die — Luftverteidigungszone liegt, ein Westwall der Lüfte, und daß es ja auch eine deutsche ruhmreiche Luftwaffe gibt.

Als letzte Bekräftigung im Urteil über die Kraft des Westwalls sei abschließend das eine gesagt: der Führer hat ihn gebaut, mit seinen eigenen Erfahrungen als Soldat, und seine Heerführer als Fachkenner ihm zur Seite. Genau wie die Autobahnen, genau wie die großen Volksorganisationen, genau wie die stolzen Bauten in Nürnberg, München und Berlin, genau wie schließlich in der ganzen neuen deutschen Wehrmacht, Heer, Flotte und Luftwaffe, ist ihm im Westwall ein Werk gelungen, das seinen Ruhm kündet — und schließlich den deutschen Sieg!

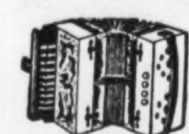
Johannes Kraft

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Presse-Hoffmann (6), Ullmann (5), Die Wehrmacht (13), Janzowsky (2), Rondophot (7), Milbrandt (6), Soltmann (2). — Die Zeichnungen stammen von: -nicki und E. Haase

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Wilhelm Utermann, Berlin

Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland 1,28 RM. einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Wiener u. deutsche Harmonikas



10 Tasten, 2 Bässe **RM. 5,50**
10 Tasten, 4 Bässe **RM. 8,—**
21 Tasten, 8 Bässe **RM. 16,—**
21 Tasten, 8 Bässe Luxus-Perloid **RM. 22,—**
Club-Modell ab **RM. 26,—**

Hess-Harmonikas Musikinstrumente

aus eigenen bedeutenden Fabriken! Versand an Private und Orchester! Gut und preiswert! Versand eigener und fremder Erzeugnisse!

Chromat. Klavierharmonikas!





Nr. 110



Nr. 90



Nr. 92

Nr. 110 mit 21 Tasten, 8 Bässe wie Bild............. **RM. 30,—**
einfacher............ **RM. 20,50**
Nr. 120 25 Tasten, 12 Bässe... **RM. 37,50**
einfacher............ **RM. 33,—**
Nr. 124 25 Tasten, **24 verkopp. Bässe,** 4 fach und 6 fach **RM. 52,—**
einfacher........... **RM. 45,—**

Nr. 82 wie Bild 90, mit 30 Tasten, 36 verkopp. Bässen, eine große Harmonika zu kleinem Preis, 2 chörig **RM. 76,—**
Nr. 82 in 3 chörig mit Register. **RM. 92,—**
Nr. 90 mit 34 Tasten, 48 Bässen, verkoppelt........... **RM. 84,—**
Nr. 91 mit 34 Tasten, 80 Bässen, verkoppelt, 2 chörig.... **RM. 88,—**

Nr. 91
34 Tasten, 80 Bässe in 3 chörig mit Register **RM. 120,—**
in Luxusausstattung **RM. 140,—**
Nr. 92
mit 41 Tasten, 120 Bässe, 5 fach verk. **RM. 120,—**
Nr. 92
in 3 chörig mit Register **RM. 149,—**
in Luxusausstattung **RM. 168,—**

Mundharmonikas
RM. —,30, —,50, —,80, 1,—, 1,60

Schule liegt jeder Harmonika bei! Zu jedem Instrument Garantieschein!



Nicht nur Harmonikas. Nein, alle Musikinstrumente, besonders

Blasinstrumente

für Wehrmacht, Werkskapellen, Schulen und Haus liefert Hess, eine der größten Spezialfabriken für Metallblasinstrumente in Deutschland. Verlangen Sie unbedingt Katalog und Spezialangebot! Reparaturen preiswert und sehr gut!

Nr. 401 Piston in Es von **RM. 29,—** an
Nr. 403 Tromp. i. B od. C v. **RM. 31,—** an
Nr. 1405 Solo-Trompete, Heckelmod. von **RM. 42,—** an
Nr. 407 Flügelhorn in B v. **RM. 32,—** an
Nr. 408 Althorn in Es von **RM. 47,—** an
Nr. 411 Tenorhorn in B v. **RM. 53,—** an
Nr. 423 Bariton in B von **RM. 70,—** an

Nr. 510 Zug-Posaune in B von **RM. 37,—** an
Nr. 415 Waldhorn in F/Es von **RM. 81,—** an
Nr. 427 Tuba in Es von **RM. 102,—** an
Nr. 433 Baßtuba in B von **RM. 135,—** an

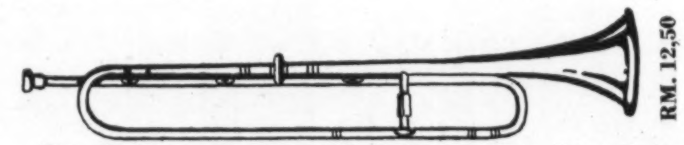
Klarinetten, Flöten, Glockenspiele, Trommeln, Becken, Noten, in großer Auswahl, sehr preiswert



Gitarren mit Spielapparat
RM. 21,50, bessere zu **RM. 30,—, 38,—**
Einzelner Apparat an jeder Gitarre oder Laute nachträglich anzubringen **RM. 14,—,** Liederhefte à **1,—.** **Mit Gitarion-App. kann jed. Laie ohne jede Vorkenntnis sofort Gitarre oder Laute spielen.**



Frank-Reiner-Edelgeigen D. R. P., herrlicher, altitalienischer Toncharakter **RM. 40,—, 60,—, 100,—** usw. Celli, Gamben usw. sehr preiswert. Besitzen Sie bereits eine Geige und sind Sie mit dem Ton nicht zufrieden, dann lassen Sie dieselbe nach dem Frank-Reiner-Verf. veredeln. Sie werden überrascht sein. Preis für Geige **RM. 20,—** einschl. aller Kosten. Fordern Sie Aufklärungsschrift. Eigene Spezialwerkstätte für gute Geigen!



RM. 12,50

Fanfaren in Es, eigene Fabrikation, deutsche Wertarbeit
RM. 9,20, 12,50, 14,—

Schüler-Violinen zu **RM. 6,—, 9,—, 14,—, 20,—, 30,—** usw. Bogen, Saiten und Zubehör besonders preiswert!

Landsknechtstrommeln, stabil, beste Felle zu **RM. 7,—, 14,— 16,—**
Größe 38×53, bemalt mit Flammen wie Bild **RM. 17,—** und **RM. 20,—**
40/50 cm groß, roh, schwere Ausführung.... **RM. 15,—**
40/60 cm groß, roh, schwere Ausführung.... **RM. 16,50**
40/70 cm groß, roh, schwere Ausführung.... **RM. 18,50**

Großer Katalog umsonst! (Harmonikas in natürl. Farben enthaltend!) Ältestes Musikinstrumenten-Versandgeschäft in Klingenthal.

Marschtrommeln, stabile Ausrüstung, beste Felle, Messingkessel **RM. 6,—, 7,50, 10,50, 13,—**

Signalhörner
zu **RM. 2,50, 3,50, 4,50, 6,—, 11,—**





Blockflöten zu **RM. 2,40** und **3,—**
Trommelflöten RM. 1,80, 2,40, 3,—



Kurze Adresse:

